

Hans Kollhoff, Berlin  
Mitarbeiter: Bernd Albers

## Kein Platz für Ideen

Zum Städtebaulichen Ideenwettbewerb „Platz der Republik“ in Berlin



Der Berliner Wettbewerb zum Platz der Republik wird erst interessant, wenn man sämtliche Entwürfe zu sehen bekommt, wie das seit dem 18.6. für 17 Tage möglich ist. Ich weiß nicht, was die Runde von Regierendem Bürgermeister, Bausenator, Senatsdirektoren und freien Beratern wie Siedler und dem Christo-Statthalter Michael McCullen beschlossen hat, deren Ausgang ich abwarten mußte, um am zweiten Tag die Ausstellung in der engen Zollbaracke auf dem von alten Bäumen gesäumten Spreegrundstück des Packhofs zu betreten. Daß sie mit der prämierten Spitzengruppe denkbar wenig Futter auf dem Tisch hatte, das wenig-

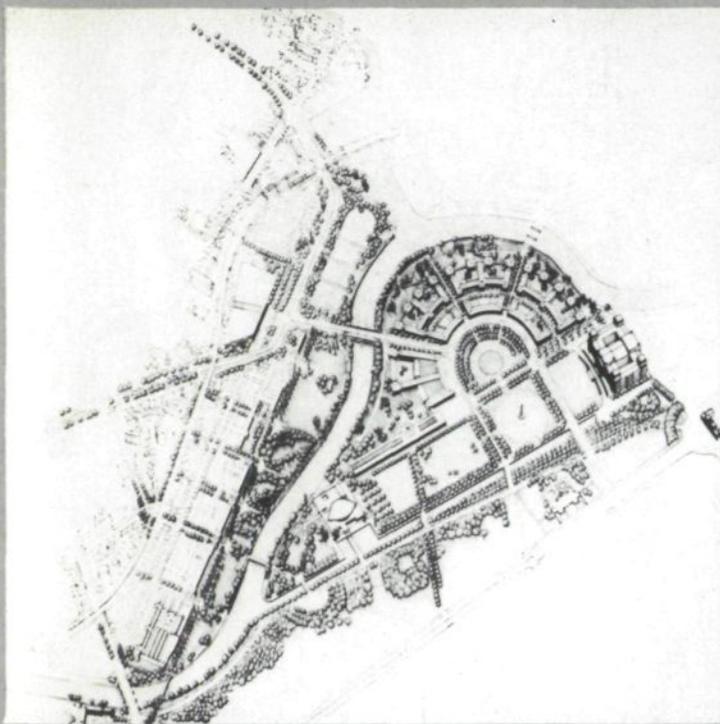
stens ist klar.

Solch ein Wettbewerb ist ein Stück Empirie. Im Vorfeld waren es vor allem die politischen Einstellungen, die die Diskussion geprägt hatten. Museum ja oder nein, Wiederaufnahme der alten Achsenplanungen oder alles lassen wie es ist, Standort Krolloper oder was sonst, usw. Es ist nach solchen Diskussionsschüben denn allemal spannend, vorgeführt zu bekommen, wie sich solche Standpunkte ausnehmen, wenn sie das Territorium wechseln: aus der politischen Argumentation hinübergeschoben in die Zeichenbrettebene der Architekten. Denn Standpunkte pur gibt es nicht. Selbst das berühmte

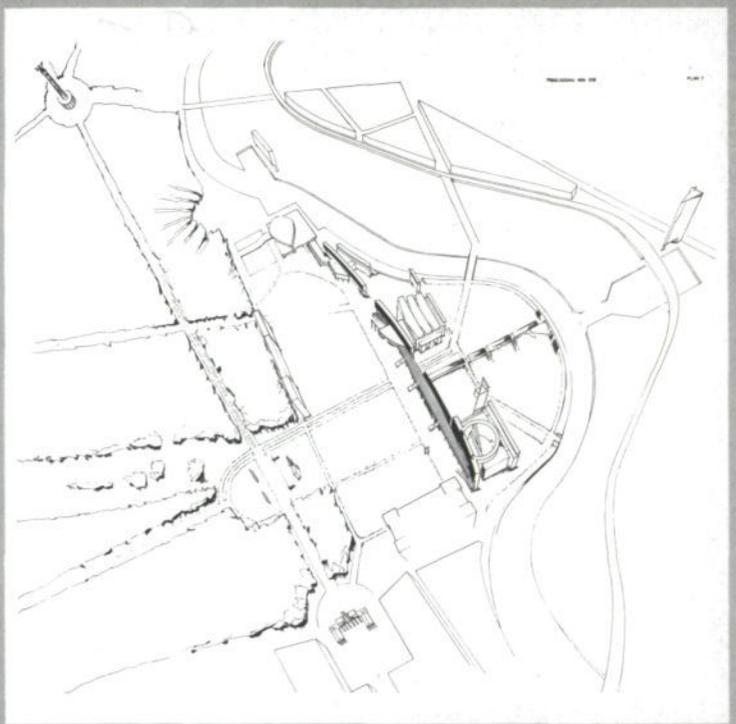
„alles so lassen wie es ist“ muß kompliziert erarbeitet werden. Welche Standpunkte sind überhaupt darstellbar? Erübrigt sich nicht schon vieles mangels Lösung? Vor allem aber ist der architektonische Zugriff unglaublich viel verbindlicher. Es kann nur entschieden werden: Mitmachen oder nicht mitmachen. Wer mitmacht, muß sagen, wie es sein soll, und setzt damit sich selber aus, in dokumentierter Form.

Dann kommen Fragen dazu, die in der politischen Diskussion, wo Argumente schnell gesagt und noch schneller vergessen sind, ganz weit weglagen: Ob man als Gestalter das Gelände bewältigt oder

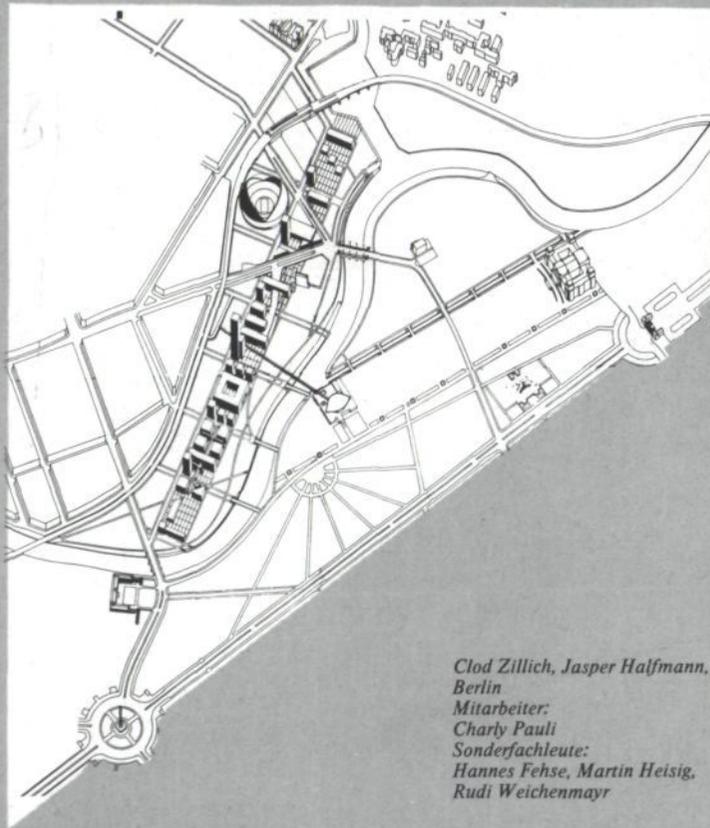
nicht, vor allem: welche Qualitätsebene eine Lösung erreicht, wie sie, unabhängig von der Grundidee, im Stadtraum orientiert ist, worauf sie sich im Gelände stützt... Man muß sich als Architekt schon sehr weit aufgegeben haben, um sich dem zu entziehen. Die Altbau-spezialisten, die einen Königsplatz mit Micky Mouse auf der Sieges-säule und allen Berliner Postkarten ringsherum präsentieren, sind so weit. Aber schon Wolfgang Schä-che, der in seiner Kompetenz als Bauhistoriker gegen den Kohl-schen Neowilhelminismus protestiert, indem er das republikani-sche Forum mit allen Wettbe- werbsmonstern bepflastert, die je



Peter Petzold, Gottfried Hansjakob,  
Anton Hansjakob, München  
Mitarbeiter: Christine Stüber,  
Ursula Heinrich-Pascoe



Jörg Pampe, Andreas Reidemeister,  
Joachim Glässel, Berlin  
Mitarbeiter:  
Evelyn Bötcher, Thomas Schönball,  
Jörg Zander,  
Alexander Arjona-Jacobi



Clod Zillich, Jasper Halfmann,  
Berlin  
Mitarbeiter:  
Charly Pauli  
Sonderfachleute:  
Hannes Fehse, Martin Heisig,  
Rudi Weichenmayr

dort geplant wurden, fällt bei diesem Angebot und diesen Zeiten schon gar nicht mehr ausreichend aus dem Rahmen, um sprengend zu wirken – 1. Rundgang, fertig.

Das andere Ende der Wertungsskala, die Spitzengruppe, lohnt das Hingehen nun wahrlich nicht. Man sieht auf den ersten Blick, was da passiert ist. Bei dieser schwerfälligen, mit aller denkbaren Verwaltungskompetenz, Bundes- und Ex-bundespräsidenten gepanzerten Jury ist ganz eindeutig, als es um die Preise ging, auf Fach- und Qualitätsgesichtspunkte weitgehend verzichtet worden, also genau auf das, was die ganze Sache eigentlich nur produktiv macht, zugunsten eines

wieder nur politischen Gerangels, wo jede Gruppe glaubte, in bestimmten Lösungstypen die Realisierung ihrer Vorstellungen zu erblicken, und jede ihr Futter auch erhielt. So ist es nur passend, daß es einen ersten Preis nicht gibt, dafür drei zweite Preise, die viel über die Jury, wenig über das Angebot und Geländemöglichkeiten sagen.

Da ist zunächst der blanke Neohistorismus aus München: die Stimmgabel wird mechanisch mit kreisförmiger Baumasse umstellt, einziges Argument für die Prämierung scheint gewesen zu sein, daß von allen gleichwertigen Entwürfen dieser als einziger das Historische Museum nicht an die Stelle der

Krolloper setzt, sondern mäßigend an die Seite rückt, zugunsten vieler aufgereihter Bäume (Petzold, Hansjakob). Dann der „moderne“ Architekturentwurf: das Gesamtgelände in drei unterschiedliche semantische Zonen aufgeteilt, wobei die Felder östlich der Entlastungsstraße und auf dem Alsenviertel im Spreebogen jeweils mit Versatzstücken aus der Moderne der zwanziger Jahre besetzt werden können, oder auch nicht – in dieser totalen Nüchternheit und Kälte ist an irgendwelche Achsenmystik nicht zu denken, ein starker, aber kein bewegender, Neues freisetzender Entwurf.

Drittens der obligate antiarchi-

tektische Entwurf – das meiste bleibt, wie es ist, ein wassertechnisch nicht machbarer Kanal meint auch nichts anderes, alle im Entwurfsprogramm geforderten Gebäude sind auf die andere Spreeseite befördert, wo sie gar nicht hingehören, aber auch das ist nicht so gemeint: gezeichnet ist ein modisches Band mit Gebäudechiffren darauf – Halfmann und Zillich (Berlin) sind gewöhnlich besser. Wie dem auch sei – im Grunde ein Preis für die CDU, einer für die SPD, einer für die Grünen.

Der dritte Preis ist eine Zumutung, das beste, was man tun kann, ist, von ihm zu schweigen. Interessant wird es allmählich bei den An-



## archithese abgeschafft

Die Zürcher „Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst“, wie sie im Untertitel heißt, die *archithese*, soll es ab 1987 nicht mehr geben. Jedenfalls nicht mehr so, wie wir sie kennen und wie sie uns jedesmal überraschte.

Der Schweizer Architektenverband FSAI, dessen offizielles Organ die *archithese* ist, entläßt zum 31. Dezember 1986 die beiden Redakteure Martin Steinmann und Irma Nosedá. Zwei in der Architekturpublizistik nicht oder kaum hervorgetretene Leute sollen die neuen Blattmacher sein.

Warum?

Mit: „Rätselhafter Wechsel“ beginnt eine Meldung im Zürcher Tages Anzeiger vom 2. Juni 86. Der Berichterstatter löst schon in den nächsten Zeilen das rhetorische Rätsel: Der Erfolg des Blattes war an den Mitgliedern des Verbandes vorbeigegangen. Das leuchtet ein, besonders dem, der sich an die periodischen Querelen von *werk und zeit* mit dem Deutschen Werkbund erinnert. Verbände reagieren böseartig auf Kreativität und Leidenschaft und merken erst auf das, was ihnen die Spatzen von den Dächern singen. Das weiß man, darauf muß eine Redaktion zwar persönlich gefaßt sein, darf aber niemals veröffentlichen politisch um Konzessionen bitten. Und Martin Steinmann war weit entfernt von dieser Haltung. Obwohl er realistische Kooperationsangebote unermüdlich in Richtung Verband gemacht hat, die natürlich unbeantwortet geblieben sind, wie er mir einmal sagte, ist er der sich vergrößernden Gefahr nicht durch Anbiederung ans Vereinsleben und den entsprechenden Selbstdarstellungsbedürfnissen des Mitgliedsarchitekten begegnet. Aber auch niemals war das Blatt im schlechten Sinne elitär, abgehoben wie man hier bei uns sagt. Im Gegenteil, seriös, fast wieder manchmal kam es daher und verpackte die Sprengkraft im Gewohnten, dem ersten Blick verborgen. Dieser Methode entsprachen die Sujets: Architektur der Einfachheit war eine Suchrichtung, die eigentlich als erste die *archithese* zwischen den Fronten von Spätfunktionalismus und Postmodernismus aufgemacht hat. Stützen konnte sie sich auf den einmaligen Erfahrungshintergrund der jungen Schweizer Architekten: in dem die Wiederentdeckung des Regionalen mit dem Rationalismus der venezianischen Schule zusammenkam, auf die neiderregende Weltläufigkeit dieser Leute, die sich besonders in einer engen Verbindung zur amerikanischen Ostküstenkultur ausdrückte – bei aller gleichbleibenden Schweizer Solidarität, um mich hier mit einem Klischee aus der Affäre zu ziehen.

Hier aber wird die Sache wieder rätselhaft. Dieses Niveau kann doch wenigstens dem anderen Teil der Herausgeberschaft nicht verborgen geblieben sein, als der u.a. im Impressum der Verleger Athur Niggli zeichnet. Herr Niggli war doch als respektable Architekturverleger bekannt, der wichtige Literaturen zugänglich gemacht hat, die nicht immer auf dem mainstre-

am schwammen und zu einer Zeit schon, als Architekturthemen noch lange nicht so gut verkaufbar waren wie heute.

Will Niggli jetzt, da *archithese* dank Steinmann, Nosedá, früher auch Gmür Weltgeltung genießt (welche bessere deutschsprachige Architekturzeitschrift gibt es?) und ökonomisch floriert, gar selbst inhaltlich einsteigen, nach dem Rückzug aus dem Verlagsgeschäft? Das mögen die Schweizer Kollegen recherchieren, mir reicht die traurige Wahrheit, daß es künftig eine Freude weniger geben wird: das Warten auf die neue Nummer von *archithese*.

G.U.

## Planen mit und für Bewohner

Das Münchner Forum benötigt für die Vorbereitung eines Seminars im Frühjahr 1987 zum Thema „Planen mit und für Bewohner“ Adressen von Planern, Architekten und Initiativen, die in diesem Bereich tätig sind. Zu senden an:

Münchner Forum  
Schellingstr. 65  
8000 München 40



## VERMISCHTES

## 3. Ausstellung „naturvita“ Ende November in Dortmund

Vom 26.-30. November findet die „naturvita“ '86 auf dem Dortmunder Ausstellungsgelände statt. Das Ausstellerangebot unterrichtete über natürliche Ernährung und Heilmethoden, Baubiologie und natürliches Bauen, biologischen Landbau in Feld und Garten und behandelte die Bereiche Natur- und Reformkost sowie Naturkleidung.

Geplant ist weiterhin die Präsentation einiger fachbezogener Sonderschauen. Außerdem wird wieder ein zum Ausstellungsthema passendes Rahmenprogramm angeboten.

## „Grün als Stadtqualität“

– Raumqualität, Gestaltqualität, soziale Qualität und Qualität der Vegetation des Stadtgrüns; Vorträge in- und ausländischer Referenten, Diskussion und Exkursion.

Veranstalter:

Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur der Universität Hannover in Verbindung mit der Gesellschaft der Freunde der Fachbereiche Gartenbau und Landespflege der Universität Hannover und dem Fachbereich Landespflege der Universität Hannover

Termin:

16. bis 18. Oktober 1986

Ort:

Herrenhäuser Straße 2A

## LITERATURWIESE

Wir wollen unseren Service für nicht so leicht zugängliche Fachliteratur (Produkte von Selbstverlagen, kleinen Verlagen, Universitätspublikationen usw.) verbessern. Bitte schickt uns jeweils ein (kostenloses) Probeexemplar entsprechender Veröffentlichungen zu! Wichtig ist auch die Angabe der Bestelladresse und des Preises! Wir garantieren, daß jedes uns zugestellte Probeexemplar kostenlos in unserer *Literatur-Wiese* aufgeführt wird, behalten uns allerdings das Recht vor, auch einmal einen Kurzkommentar anzuhängen. Belegexemplare können nicht zugesandt werden. Sendungen unter dem Kennwort *Literatur-Wiese* bitte an Harald Bodenschatz, Pariser Str. 52, 1000 Berlin 15.

*Dialog. Zeitschrift für das Planen und Bauen in der Dritten Welt. Heft 5: Ausgrenzungen. Arbeitstitel „Gettos“.* 36 Seiten. 9 DM.

Aufsätze zu den Themen Räumliche Segregation, Flüchtlingsproblematik, Gettobildung u.a.

Johann Jessen. *Nutzerbeteiligung und Wohnungsversorgung.* 193 Seiten. 1985. Bezug: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, Anja Lausch, Uhlhornsweg 49-55, 2900 Oldenburg.

„Der weitaus größte Teil der Beiträge geht auf Vorträge zurück, die im Rahmen von Lehrveranstaltungen an der Universität Oldenburg gehalten wurden.“

Jürgen C. Tesdorpf. *Landschaftsverbrauch. Begriffsbestimmung, Ursachenanalyse und Vorschläge zur Eindämmung.* Berlin 1984. 586 Seiten. Bezug: Verlag Dr. Tesdorpf, Kurfürstendamm 180, 1000 Berlin. 39,80 DM.

„Das vorliegende Werk hat sich zum Ziel gesetzt, auf der Grundlage umfangreicher Analysen und Diagnosen mit Hilfe moderner wissenschaftlicher Methoden ein bewußt interdisziplinäres Handlungsinstrumentarium zu entwerfen, das geeignet erscheint, den Landschaftsverbrauch einzudämmen.“

Thomas Boga (Hg.). *Tessiner Architekten. Bauten und Entwürfe 1960-1985.* Zürich 1986. 368 Seiten. 75 DM. Bezug: Th. Boga, Honrainweg 7, CH 8038 Zürich.

Großformatige Dokumentarsammlung. „Dem Werkkatalog sind Texte, Aufsätze und Kommentare in Originalsprache vorangestellt, die die verschiedenen Autoren zum Thema seit 1975 veröffentlichten.“ Über 2600 Plan- und Fotoabbildungen.

Juan Rodriguez-Lores, Gerhard Fehl (Hg.). *Städtebaureform 1865-1900. Von Licht, Luft und Ordnung in der Stadt der Gründerzeit.* 2 Bände. 547 Seiten. Hans Christians Verlag Hamburg 1985. 59,60 DM.

16 Beiträge zur Städtebaureform, d.h. der Reform der Bebauungspläne und der Bauordnungen und Umlegung. Beispielstädte: Barcelona, Berlin, Brüssel, Frankfurt a.M., Hamburg, Heidelberg, Köln, New York, London, Ruhrgebiet und Wien.

Klaus Selle. *Städterneuerung mit den Bewohnern. Sicherung und Erneuerung der Rheinpreußensiedlung – Modellfall für sozialorientierte Städterneuerung und Wohnungsbestandpolitik?* 48 Seiten. Dortmund 1986. Bezug des Werkberichtes: Dortmundervertrieb für Bau- und Planungsliteratur, Gutenbergstr. 59, 4600 Dortmund. 7 DM zuzügl. Porto.

Sonderprodukt eines von der DFG geförderten Forschungsprojektes; einer der zahlreichen „Werkberichte“ der rührigen „Arbeitsgruppe Bestandsverbesserung“ an der Universität Dortmund.

Gerhard Henkel (Hg.). *Leitbilder des Dorfes. Neue Perspektiven für den ländlichen Raum.* Berlin 1984. 123 Seiten. Bezug: Verlag Dr. Tesdorpf, Kurfürstendamm 180, 1000 Berlin.

„Sieben Wissenschaftler versuchen aus der jeweiligen Sicht ihres Faches einen Weg zu weisen, wie ein autonomes Leitbild für den ländlichen Raum und seine Dörfer aussehen könnte.“

Ludgera Klemp. *Von der „Gran Aldea“ zur Metropole. Zur Entwicklung von Buenos Aires unter besonderer Berücksichtigung des Stadt-Land-Gegensatzes.* Verlag Breitenbach. 1985. 168 Seiten. 20 DM. Bezug: L. Klemp, Mittelstr. 76, 5300 Bonn 2.

„Im Mittelpunkt der Analyse steht die Frage nach dem Entstehungs- und Begründungszusammenhang der großräumigen Gliederung Argentiniens in verschiedene, aber funktional aufeinander bezogene Teiräume.“

Claus-Peter Echter, Hasso Brühl. *Kommunale Belegungspolitik.* difu 1984. 161 Seiten. 22 DM. Bezug: difu, Postfach 120 224, 1000 Berlin 12

„Eine Untersuchung des difu stellt anhand von Beispielen aus 13 Groß- und Mittelstädten der Bundesrepublik die unterschiedlichen Kooperationsformen dar und erläutert die Wirksamkeit der von den Städten und Gemeinden jeweils entwickelten wohnungspolitischen Instrumente.“

Arbeitsgemeinschaft Wohnberatung e.V. *Wohnen zur Miete in Deutschland.* 1984. 31 Seiten. 3 DM zuzügl. Porto und Versandk. Bezug: AG Wohnberatung e.V., Heilsbachstr. 20, 5300 Bonn 1.

„Die Broschüre wurde in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Mieterbund erarbeitet und gibt eine Anzahl von rechtlichen und praktischen Tipps, vor allem für Mieter von Altbauwohnungen.“

Edward S. Morse. *Das Haus im alten Japan. Leben & Bauen mit natürlichen Materialien.* Papyrus Verlag Hamburg 1983. 124 Seiten.

„Was in diesem Klassiker zum Vorschein kommt, ist eine Baukultur, die mit ihrer geniale Einfachheit zum Vorbild für viele moderne Architekten und alternative Denkmole geworden ist.“

„Zunächst einmal nehmen die Widersprüche in der Umwelt der industriellen Gesellschaft Dimensionen an, die dazu führen, daß die Individuen und Gruppen ein bislang unbekanntes Ausmaß an Angst vor zukünftigen Katastrophen entwickeln. Diese Widersprüche manifestieren sich im Gegensatz von technischer Entwicklung, welche eigentlich die Beherrschung des sozialgeographischen Raumes ermöglichen sollte und genereller Verelendung der Umwelt als dem faktischen Resultat einer spezifischen Nutzung der Technik auf dem Hintergrund von Konkurrenz, Profit und Machtinteressen.“<sup>(1)</sup>

So schrieb Chombart de Lauwe in einem Aufsatz zur Sozialpsychologie der Raumenteilung vor genau zehn Jahren. Der Super-Gau hat die Grenzen der Raumenteilung drastisch verdeutlicht. Die Parkanlagen der Städte waren gesperrt und weitgehend verlassen. Kinder durften nicht auf die Spielplätze, Fußballspieler nicht auf den Rasen. Die Enteignung von Raum wird alltäglich durch Zonierungen geleistet; dieses Gebäude ist nur mit Werksausweis oder Sondergenehmigung zu betreten, die Straße nur für Autofahrer zu benutzen, jenes Grundstück privat. Die gewaltförmige Ausgrenzung der Produktionsstätten der Atomenergie ist in strukturelle allgemeine Gewalt umgeschlagen, die Grenzen der Zonierung wurden drastisch verschoben. Nicht nur der Raum, auch viele seiner Produkte wurden unentzogen. Statt Kräutern und Frühlingsalat gab und gibt es Dosenahrung.

Der Prozeß der Zivilisation war und ist die ständige Ausdifferenzierung der Kulturtechniken zur Beherrschung der äußeren und inneren Natur. Und dieser Prozeß war wohl von Anfang an von immensen inneren Widersprüchen gekennzeichnet, da er nicht abstrakt sondern konkreten Interessen folgend verläuft. Machtunterschiede verteilen die Vor- und Nachteile der Naturbeherrschung äußerst ungleich und dies gilt nicht nur für die Verteilung von Geld und Gütern, für Wohnanlagen und Bildungschancen, sondern auch für die psychischen Kosten. Rigidität und Dogmatismus sind eher Verhärtungen der unteren Soziallagen. Liberalität ist eher Kennzeichen der gehobenen sozialen Gruppen. Doch immerhin hat die zivilisatorische Leistung für die meisten die alltägliche Angst vor der feindlichen Natur verringert. Die Kraftakte der Betonierung und Kanalisierung zeigen zwar noch deutliche Spuren dieses Angstverhältnisses, doch können die meisten große Teile der Natur als 'schön und lieblich' empfinden. Naturgenuß ist zu einem Massenphänomen geworden. Die unsichtbare Verschmutzung atomarer Strahlung dreht das emanzipierte Verhältnis zur Natur zurück. Im Regen und im Blattwerk, im Gras und im Wasser lauert wieder Gefahr. Verdacht und Mißtrauen bezeichnen ein neu geschaffenes doch altes Verhältnis von Mensch und Natur. Die Unsichtbarkeit der technisch produzierten Gefahr verstärkt die Angst und schlägt die Brücke zu einem unausgewogenen Animismus.

## KOLUMNE



## Enteignung

Die subjektive Betroffenheit verteilt sich zunächst einmal nach geografischen Kriterien. Der süddeutsche Raum ist wegen der Verbreitung der Strahlenwolke und heftiger Niederschläge mehr betroffen als die Mitte und der Norden. Subjektiv wird der geografische Ort zum Ausgangspunkt der kleinen Fluchten – an mir ist es noch relativ vorbeigegangen. Traut man den Ausbreitungskarten der Wolken, so sind große Teile von Frankreich, England und Spanien nicht unmittelbar betroffen. Ist es nur das, daß auch die englische Linke eher mit einem Achselzucken des Bedauerns und der Versicherung, man wisse ja über die Folgen nichts Genaueres, über das 'Ereignis' hinweggeht? Die Soziologie der Betroffenheit lehrt zweierlei: zum einen ist die Frustration immer relativ. Wer keine Ansprüche an den Raum stellt, kann sich auch nicht enteignet fühlen. So sind gerade die betroffenen, die sich bemühen, sich selbst, ihren Körper und die Umwelt in einem Naturzusammenhang zu verstehen und entsprechend zu handeln. Die Bemühung um ungespritzte Radieschen wirkt – ohne das dies rational wäre – lächerlich gegenüber der Verstrahlung; die Renaissance der Plastikhaus-Produkte wirkt wie ein Hohn gegenüber dem Versuch, eine veränderte landwirtschaftliche Produktion und gesündere Ernährungsformen in Einklang zu bringen. Zum zweiten lehrt die Soziologie, daß die Betroffenheit durch resignative Anpassung an die scheinbar unveränderliche Gegebenheit aus dem Blickfeld gerät. Dies gilt im kleinen wie im großen. Da man der Verstrahlung ohnehin nicht entgeht, kann man auch gleich nach den frischen Erdbeeren greifen. Oder auch so: das Modell der Moderne, der technische Fortschritt wirkt einleuchtend, je mehr man von eben diesem Fortschritt abhängig ist. Kommen erst einmal sechzig Prozent des Stromverbrauchs aus Atomkraftwerken, so steigt der Glaube in die Sicherheit der Anlagen notgedrungen.

Die subjektive Betroffenheit wird zumindest auch bürokratisch

erzeugt. Erläßt die Regierung keine Regeln, ergreift sie keine Maßnahmen – wie man dies weitgehend für Frankreich und England sagen kann, – so findet eine Enteignung des Raumes nicht statt, da die Enteignung ein sozialer und kein naturwissenschaftlicher Sachverhalt ist. Da die Gefahr unsichtbar ist, ist die gesellschaftliche Interpretation für jeden Einzelnen um so zentraler. Gelingt es der politischen und wirtschaftlichen Elite eine Gefahr als kleine Gefahr darzustellen, so vermeidet sie die Ausweitung der Enteignung vom Raum objektiv und zugleich die subjektive Betroffenheit.

Der beste Weg politischen Widerstand gegen die technologische Verwertung des Raumes schon im individuellen Kern zu ersticken, ist eine Strategie prophylaktischer Entfremdung. Die planerische Umsetzung dieser Strategie ist die Produktion des totalen und artifiziiellen Raumes. Städtische Räume wirken traditionell im Spannungsfeld von artifiziiellen Architekturen und weniger oder individuell geplanten Räumen. Die Passage, die Markthalle kontrastiert mit dem Platz, den Parkanlagen, schließlich mit verwilderten Hinterhöfen, Gärten, dem Stadtrand und dem Hinterland. Gelingt es, diesen Kontrast aufzulösen und eine zugleich totale wie artifiziielle Stadtwelt zu produzieren, so verliert das Problem der Raumenteilung an Bedeutung, da sie weniger erfahrbar wird. Der Raum ist durchgehend zioniert und durch Regeln organisiert. Die Zusammenhänge von Produktion und Reproduktion werden zunehmend weniger erfahrbar. Realität und Illusion verzahnen sich, das Bild der Wolke wird zur Wolke. Wir kennen derartige Ansätze aus den Zentren der New Towns, aus den Bürostädten wie La Defense in Paris oder auch dem Zwischengeschloß der Tiefgarage in Darmstadt. Dagegen steht die Strategie, den Raum als Erfahrungsraum von Widersprüchen und als Lebenswelt ungleichartiger und ungleichzeitiger Nutzung zu erhalten und zu entwickeln. Aneignung läßt sich nicht organisieren, son-

dern nur ermöglichen.

Noch ist die Produktion des artifiziiellen und totalen Raumes bei weitem nicht so fortgeschritten, daß die Entfremdung und Enteignung nicht erfahrbar wäre. Dies ist es auch, was den politischen Charakter der Enteignung deutlich werden läßt, ihr fehlt noch die Maske des Sachzwangs. Die Politiker müssen ihn beschwören, herbeireden, kulturell produzieren wie der Schamane den Regen. Da die Raumenteilung nicht vollständig ist, wird die Sprache enteignet. Zum Umwelttag haben die Politiker in Ost und West die Umweltfreundlichkeit der Atomenergie erfunden. Sogar die Sprachformel wird gedreht. Es ginge nicht um den Ausstieg aus der Kernenergie, sondern um den Einstieg in die sichere Kernenergie, sagte einer von ihnen in München. Sprachenteignung wie Raumenteilung sind Machtstrategien. Wenn der Super-Gau etwas gesellschaftlich Positives erbracht haben sollte, so daß das grundlegend Politische der Auseinandersetzung um die Raumenteilung und die Entwicklung unserer Lebenschancen deutlicher geworden ist.

Detlev Ipsen

1) Paul-Henry Chombart de Lauwe: Aneignung, Eigentum, Enteignung 34 ARCH<sup>+</sup>, Juni 1977, Übersetzung des Vortrages 'Appropriation de l'espace, changement social' auf dem 3. internationalen Kongreß für Architekturpsychologie in Straßburg, Juni 1976

### IBA Ausstellungsdaten

Das Veranstaltungsprogramm beginnt am 3. Oktober 1986 im Deutschen Architekturmuseum in Frankfurt mit einer Vorlaufausstellung unter dem Thema „Prozeß und Ergebnisse“. Die Ausstellung wird auf die Aktivitäten der Internationalen Bauausstellung hinweisen und sich mit der Gesamtproblematik befassen. Sie dauert bis zum 30. November 1986. Die eigentliche Internationale Bauausstellung beginnt am 10. April 1987 in der Neuen Nationalgalerie. Dort wird eine Ausstellung zum Thema „750 Jahre Architektur in Berlin“ eröffnet. Sie dauert bis zum 21. Juni 1987.

Die „Zentrale Informationsschau“ der IBA wird im ehemaligen „Mercur-Kaufhaus“ an der Ecke Lindenstraße/Oranienstraße stattfinden. Die Ausstellung soll nicht nur aktuelle Informationen über die IBA-Projekte vermitteln, sondern sie wird auch die Thematik und Problematik der Arbeit der IBA in den Jahren ihrer Tätigkeit ihres Bestehens näher erläutern. Vom Ausstellungsgebäude an der Lindenstraße aus werden im Ausstellungsjahr dann Rundfahrten, Führungen, Rundgänge und Touren durch die Demonstrationsgebiete mit Besichtigung der „gebauten Beispiele“ angeboten. Die „Zentrale Informationsschau“ ist vom 16. Mai 1987 bis Mitte September geöffnet.

Für Mitte Mai ist schließlich noch eine Fachtagung geplant, bei der alle an den Projekten der IBA Beteiligten eine Bilanz ihrer Arbeit ziehen werden.

„Beton“, darum kreist der Schwerpunkt des 2. Hefes der archithese Jg. '86; „in gewisser Weise“ sollten die „Gedanken“ weitergeführt werden, die schon früher an einem anderen Material, „am Holz“, entwickelt wurden (archithese 5-85). „Während Holz als 'natürliches' Material gegenwärtig hoch im Kurs steh(e), (gelte) für Beton das Gegenteil: Es sei zum schlechten, mehr noch zum bösen Material geworden“; Schlagwort: „Betonierung der Landschaft“. Worum es in der Auseinandersetzung mit dem Beton, dem „Material der Moderne“, gehen soll, sind nicht seine technischen Eigenschaften oder seine „Konnotationen“, sondern seine „architektonischen Eigenschaften“.

In einem einleitenden Gespräch wurden drei Architekten, *Galfetti*, *Snozzi* und *Vacchini*, nach ihren Einstellungen zu diesem Material befragt. Für *Galfetti* war das „mit Beton bauen“ gedacht als Antithese zur „natürlichen“ Architektur, zum „Bauen mit Stein und Holz“; seine „Vorstellungen über Beton“ waren mit dem Werk Le Corbusiers verbunden – für ihn ein „unbewußtes Manifest“ (4). Die Verwendung des Betons sei eine Frage der „Beziehung eines Baues zu seiner Umgebung“ und eine von „Licht und Schatten“; Beton eigne sich dafür, „elementare Bedingungen zum Ausdruck zu bringen“ (6). „*Snozzi* reagiert auf Architektur „mit dem Bauch“ (Empfindung, Gefühl, Emotion); seine Haltung zum Beton als Material interpretiert er als „Reaktion auf das, was in der Architektur vor sich“ gehe: die Postmoderne, „die nur noch Sprache (sei), ohne daß sie etwas zu sagen (habe)“. Er empfinde das „Bedürfnis, die Sprache so weit als möglich zu beschränken“; das gelte auch für die Stadt, d.h. Beschränkung des Ausdrucks „zugunsten der Beziehung zu den Dingen seiner Umgebung“. Sein Programm: Reduktion der Architektur auf das „Wesentliche“; dafür eigne sich der Beton („elementar“, monolithisch) (5). Für *Vacchini* „gibt es nicht Materialien, die an sich schön oder gut oder schlecht“ seien, ebensowenig „die Frage der Beziehung zu den vorhandenen Dingen“. Er sieht in den Materialien „Ausdrucksmitel“ insbesondere auf der Suche nach „Einheitlichkeit“ (6); seine Materialwahl richte sich nach dem Prinzip der Eignung (Konstruktion, Festigkeit, Feuersicherheit, Kosten usw.) und nach der Möglichkeit der „Kultivierung“: Beton sei „der Stein von heute“ (7).

Vier Beispiele des Umgangs mit dem Baumaterial Beton schließen an; die aufgezeigte Spannweite dieses Umgangs reicht von einem historischen Rückblick auf die Nachkriegsmoderne (*Lamuniere*, „Autobiographie d'un apprentissage“, 20 ff) über die philosophische Begründung der Regelmäßigkeit des Entwurfs, der „Askeser der Form“ und der Materialwahl (Beton) im Werk des japanischen Architekten *Ando* (*Dumesnil*, „Graue Materie“, 25 ff) und das scheinbar libidinöse Verhältnis des Schweizer Architekturunternehmens Atelier 5 zum Beton (*Loderer*, „Der sinnliche Umgang des Atelier 5 mit Beton“, 33 ff) bis zur Funktion dieses



ZEITSCHRIFTEN-SCHAU

Baumaterials als Teil einer Strategie zur Sicherung der Kontinuität der architektonischen Handschrift bei *Hertzberger* (*Hartog-Dahm*, „Bauliche Struktur und architektonische Handschrift“, 37f).

Es ist heute schon abzusehen, daß diese Werke in den nächsten Jahrzehnten – sofern sie als „denkmalwürdig“ anerkannt werden sollten – der Denkmalpflege Probleme bereiten werden. *Wyss* zeigt am Beispiel der Restaurierung der „Betonkirche“ St. Antonius in Basel (1925-27 von *K. Moser*) einige der vielfältigen Probleme bei der Restaurierung von „erhaltenswerten“ Betonbauten auf („...auf eine Kopie der Kiesnester wurde verzichtet“, 15 ff); deutlich werden die Möglichkeiten und Grenzen der Bestandsicherung und Sanierung von Baudenkmalern in Beton.

Im Magazin der Zeitschrift scheinen mir zwei Beiträge bemerkenswert: eine Betrachtung zur Siedlung im Büel, Baar (1981-86) von *Steinmann* („Eine Architektur, die sich auf die elementaren Mittel verläßt“, 64 ff) und *Galfettis* Bericht über die Restaurierung des Castelgrande in Bellinzona („Die einzige mögliche Erhaltung ist das Zerfallenlassen“, 66 ff).

Erich Konter

Die alte Stadt 1/86

Der 13. Jahrgang fängt gut an: Es ist der Herausbergerschaft einmal mehr gelungen eine neue Jahrgangsfarbe für den Einband zu finden, zu der es dem Rez. auch in diesem Jahr nicht gelingt, deren Identität festzustellen. Jedoch – wie Herausgeber *Otto Borst* lachend bereits zum letzten Jahrgang bereitere – sei auch das Herausbergeregremium über diese undefinierbaren Farben amüsiert.

Die Relevanz der Zeitschrift liegt nun auch wirklich nicht in ihrer Ästhetik, sondern in ihren Beiträgen: Das Beispiel Altstadtsanie-

rung ist dieses Mal das mittelfränkische Städtchen Ansbach, dessen mittelalterliche Architektur z.T. barock überformt ist. Ein besonders interessanter und heikler Fall für alle Prediger der „Ortstypik“.

Die anderen drei Aufsätze kreisen ein Thema ein, von dem der Rez. sich wünscht, daß eine Diskussion darüber – auf breiter Ebene – wieder auf wissenschaftliche Füße gestellt wird. Es ist die Großstadt, ihre ideologische Verteufelung und damit ihre ideologietiefenden Gegenbilder, die häufig ihr Fundament in mangelnder Empirie in Verbund mit ängstlicher individueller Prädisposition haben. Oft sind ihnen Verabsolutierungen sog. „menschlichen Maßes“, also anthropologische Konstanten und anthropologisierende Gesellschaftsbilder inhärent. Solcher Art verzerrte Gesellschaftsbilder sind u.a. auch immer wieder bewußt eingesetzt worden, um entsprechende Einstellungen zu verstärken.

Im Architektur- und Planungsreich haben diese ideologischen Begründungen immer schon Konjunktur gehabt, sei es im konservativen oder im „modernen“ Lager. Gegenwärtig jedoch – so scheint es – hat sich der Markt für diese Argumentation wieder vergrößert. In der jetzigen (Rück-)Wendzeit wird z.B. die Architektur wieder „humaner“, die Stadtplätze wieder „einladend“, die „Nachbarschaften“ wieder „überschaubar“, die Architektur bekommt wieder „Symbolgehalt“ (Erker und Giebel). Das Dorf, das Land und die Natur sind einmal mehr das gesellschaftliche Vor- und Gegenbild der Stadt. Dieses „Schreckbild Stadt“ (Stationen der modernen Stadtkritik) führt *Wolfgang Sofsky* in seinem überwiegend literaturanalytischen Aufsatz bis 1771 zurück. Er weist dabei darauf hin, daß der „Fluchtweg aufs Land, zur Natur, ins Grüne... seit jeher der Königspfad des antimodernen Bewußt-

seins (ist)“. *R. Bentmann* und *M. Müller* (Die Villa als Herrschaftsarchitektur) haben bereits 1970 ausführlich dieses Verhalten des Venezianischen Adels in der Renaissance behandelt und auf Grundlagen in der Antike verwiesen.

S. stellt den „Verdammungs-ideologien“ der Großstadt die Realitäten neuer Wahrnehmungsweisen, neuen sozialen Verhaltens und deren Potentiale zur Seite. Zusätzlich weist er auf die begrenzten Horizonte und die geringe Sensibilisierung der Wahrnehmung der Autoren dieser Ideologien hin. Z.B. stellt er zu *Gustav Doré* fest – der die eindrucksvolle Serie von Holzstichen zum sozialen Elend in London um 1870 anfertigte (*A Pilgrimage*, 1872) – daß er kaum mehr gesehen habe als heute manche Touristen. *Doré* verweilt nicht mehr als wenige Stunden an diesen Orten. Auch *Charles Dickens* hatte sich nur wenige Tage in der nordenglischen Industriestadt *Preston* aufgehalten, nach deren Vorbild er „*Coketown*“ (*Harte Zeiten*, 1854) entwickelt hatte. S. läßt an verschiedenen Beispielen deutlich werden, daß nicht die psychische Erscheinung der Stadt, sondern die neue gesellschaftliche Grundlage der „Rechenhaftigkeit“ die Bedingung sozialer Folgen ist. Schade, daß S. selbst scheitert als er versucht diese Erkenntnisse in die Architekturdiskussion, besonders am Beispiel *Le Corbusiers*, einzubringen. Er fängt hier selbst an zu moralisieren. Ganz in seiner Nähe sind dazu schon wesentlich weiter reichende Arbeiten angefertigt worden (Vgl. *T. Hilpert*, Die funktionelle Stadt, 1978; der., *Le Corbusiers „Charta von Athen“*, 1984). „Großstadtfreundschaft und Stadtplanung“ (*Neue Anmerkungen zu einer alten Diskussion*) versucht auch *Dirk Schubert* zu untersuchen. Sch. findet aktuell verstärkte Tendenzen zu einer „Renaissance der Großstadtfreundlichkeit“ und zitiert „neue Wortschöpfungen der Planer“, wie: „Dorfanger“, „ortstypischen Naturbezug“, „gemütliche Bauernfenster“ u.ä. Mit 89 Anmerkungen auf den 20 Seiten des Aufsatzes sind so ziemlich alle Zeugen und Autoren der Kulturkritik/Großstadtkritik akribisch zitiert, materielle Interessen und Hintergründe angesprochen, die Kontinuität von Ideologie und Personen bis in die 50er Jahre des 20. Jh. verfolgt, leider jedoch die vergleichsweise hohe Rezeptionsquote bei Planern und Architekten nicht begründet. Dazu muß weiterhin auf *P. Gleichmanns* Einleitung zu seinem Buch, Sozialwissenschaftliche Aspekte der Grünplanung in der Großstadt, 1963, zurückgegriffen werden.

Eine – von wem auch immer lancierte – von Planern gern verwendete Ideologie war in den 60er Jahren die Formel „Urbanität durch Dichte“. *Andreas Mielck* untersucht: „Wird der Stadtbewohner durch Dichte in der Stadt beeinflusst?“ (*Ein neuer Ansatz zu einer umstrittenen Frage*). Er stellt die Frage wohl als Soziologe, thematisiert dann jedoch reduziert auf psychische Phänomene – ganz in der Tradition der Opp'schen Schule. Damit muß die soziologische Beantwortung dieser Frage weiterhin offen bleiben. Aus seinem psycho-

logischen Ansatz hat er jedoch eine empirische Untersuchung entwickelt, deren Ergebnisse in die folgende Richtung weisen: Die Dichtemaße „Anteil der bebauten Fläche an der Stadtfäche“ und „Anteil der Verkehrsfläche“ wiesen positive kausale Effekte auf „Kriminalitätshäufigkeiten“ aus. Keine solchen Effekte hatten die „Anzahl Personen pro Wohnräume“ wie die „Einwohnerzahl“ und die „Einwohnerdichte“ der Stadt. Letztere zwei sind übrigens Variablen, die von der Stadtkritik häufig für derartige Effekte bemüht werden. M. faßt zusammen: „Es kann kaum bezweifelt werden, daß der Stadtbewohner durch seine bauliche Umwelt beeinflusst wird, die Frage ist nur Warum und Wie.“ Bleibt zu vermuten: auch in Zukunft „wissen“ allein die empirisch unvorbelasteten und theoretisch abstinente Kulturkritiker und ihre Förderer, die cleveren Verkaufsstrategen, etwas über diese Zusammenhänge und ihren Nutzen, der Wahrheitsgehalt ist ihnen ohnehin gleichgültig, jedoch im Moment läßt sich unter Überschriften kulturkritischer Provenienz wieder gut verkaufen und/oder von sich reden machen – siehe oben: „Dorfanger“, „ortstypischer Naturbezug“ bis zu „gemütlichen Bauernfestern“.

Volker Roscher

## LITERATURWIESE

*Seminarreader zur Frauenringvorlesung. Frauen als Betroffene und Beteiligte an der Planung – feministische Ansätze in der Raumplanung. 1985. 18,50 DM. Erhältlich bei: FOPA e.V., Adlerstr. 30, 46 Dortmund 1.*

*G. Baasner/J. Borgstädt-Schmitz/W. Müller/R. Rohr-Zänker. Gewerbeverdrängung durch Sanierung. Standortbedingungen für Gewerbebetriebe im Stadterneuerungsprozeß. 1985. 261 Seiten. 21 DM. Vertrieb: Universitätsbibliothek der TU Berlin, Abt. Publikationen, Straße des 17. Juni 135, 1 Berlin 12.*

Endbericht eines am IWOS bearbeiteten Forschungsprojekts.

*Petra Schmid-Urban. Städtebauliche Planung und sozialer Anspruch. Zur Anwendung sozialplanerischer Instrumente des Städtebaurechts in der kommunalen Praxis. 1985. 346 Seiten. Vertrieb: UB der TU Berlin, Abt. Publikationen, Straße des 17. Juni 135, 1 Berlin 12.*

Dissertation am FB 2 der TU Berlin

*G. Bernabei/G. Gresleri/S. Zagnoni. Bologna Moderna 1860–190. Patron-Bologna 1984. 333 Seiten. 18.000 Lire.*

La prima guida alla architettura moderna a Bologna.

*Jürgen Krämer/Rainer Neef (Hg.): Krise und Konflikte in der Großstadt im entwickelten Kapitalismus. Texte zu einer „New Urban Sociology“. Birkhäuser Verlag 1985. 370 Seiten. 38 DM.*

Texte zu einer bei uns unterentwickelten Richtung der Stadtforschung aus Frankreich, Großbritannien, Italien und den USA.

## Otto Rudolf Salvisberg – ein Architekt zwischen Tradition

Es beginnt wie ein Roman (so ein moderner, mit mehreren Zeitebenen): Eine Architektin (Regina Gonthier) steigt in den Keller des Büros I+B AG in Bern und entdeckt dort verstaubte Zeichnungen von O. R. Salvisberg. Um die Gestalt und die Geschichte dieses Architekten entstehen dann in vielen Schichten, mit vielen handelnden Personen, Forschung, Ausstellung und Monographie. Die informative Wanderausstellung (von Irma Noseda, Bruno Jenni, Christian Sumi) ist nun vom Internationalen Design Zentrum nach Berlin geholt worden und noch bis zum 27. April in der Berliner Festspielgalerie zu sehen. Zwar wird Salvisberg in Berlin immer zusammen mit seinen Kollegen genannt, mit denen er in den 20er Jahren ein neues Stadtbild prägte, doch macht staunen, wie viele Bauten und Projekte Salvisbergs aus seiner Berliner Zeit (1908–1930), wieviel Zeitgeschichte und Hintergrund hier sichtbar werden. Salvisberg beginnt im Landhausstil (Haus Winkler, 1910), setzt das erste Geschäftshaus mit Sichtbeton durch (Lindenhäus, 1921), nimmt expressionistische Motive auf (Miethäuser Heiligendammer Straße, 1925), baut konventionelle Villen für die Finanzbourgeoisie, gerät „als Bürger unter Revolutionäre“ in Onkel Toms Hütte, und unter seiner Leitung entsteht schließlich die Großsiedlung Schillerpromenade (mit dem Laubenganghaus, dem Tur zur weißen Stadt, 1930).

Die umfangreiche Quellenforschung gab nun Gelegenheit zu neuer Beurteilung. Zählte Salvisberg noch 1967 einfach zur „frühen Moderne in Berlin“ (M. Henning-Schefold/I. Schäfer, WERK, Winterthur), so wird er jetzt eher als „ein später Moderner“ eingeordnet. Schon zu Lebzeiten wurde Salvisberg unterschiedlich eingeschätzt: einerseits als „praktischer Baumeister“, womit die Solidität,

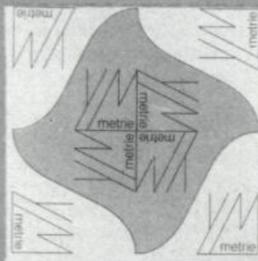


Großsiedlung Schillerpromenade  
oder weiße Stadt, 1929–30  
Südansicht des Laubenganghauses  
– im Vordergrund Bauten des Bauteils Bünig

die Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, das Durchsetzungsvermögen dieses Mannes hervorgehoben wurde, der „langsam sprach und schnell arbeitete“, andererseits als „bisweilen ohne Organ ... für das Geistige, Wegsucherische“ (Paul Westheim), „nicht der Mann der klaren, kompromißlosen Linie“ (Joseph Gantner), kein Mann, „der aus eigener, schöpferischer Quelle schafft“ (Walter Gropius). Noch schwankt die Einordnung von Salvisbergs Werk heute zwischen „moderater Moderne“ (Kristiana Hartmann), „etablierter Moderne“ (Ulrike Jehle-Schulte Strathaus) und „zugleich modern-internationalistisch und wärschaft-bürgerlicher Repräsentationsarchitektur“ (Stanislaus von Moos). „Eine andere Moderne?“, diese Rubrizierung wird von den Architektur-Historikern (Martin Steinmann, Claude Lichtenstein) zuerst vorsichtig eingeführt, dann aber wird der neue Begriff festgelegt: O. R. Salvisberg – die andere Moderne (Monographie, Zürich 1985).

Hier werden nun „die beiden Linien“ der Architektur des 20. Jahrhunderts „isoliert“, das heißt, es

wird ein vereinfachtes Modell der Moderne zurecht gemacht, um daran „die andere Moderne“ sichtbar zu machen: Die Moderne entwickelt eine neue Architektur aus neuen technischen Mitteln, ist didaktisch (sucht das Wesen der Konstruktion zu zeigen und Funktionen zu erklären), montiert sichtbar bleibende Einzelelemente, ist explizit. Die andere Moderne ist eine Verbindung von traditioneller und neuer Architektur, verneint „daß sich durch neue ... Bauweisen ein neuer Formausdruck von selbst ergeben würde“ (Salvisberg), erklärt nichts, verschmilzt Einzelteile, „Bauen heißt, einzelne Elemente zu einem Ganzen zusammenfügen“ (Salvisberg), ist implizit (eine „Architektur auf den 2. Blick“). Zur Demonstration des Unterschieds wurden zwei exemplarische Bauten gewählt, die beide einen Kreissegmentbogen zur Grundfigur haben: Für die Moderne Erich Mendelsohns Kaufhaus Schocken in Chemnitz von 1929, mit den horizontalen der weißen Brüstungs- und dunklen Fensterbänder. Für die „andere Moderne“ O. R. Salvisbergs SUVA-Haus (Schweizeri-



## Die Spezialisten und die Enzyklopädie

Stichworte zum Darmstädter  
Symmetrie-Symposium vom 13. bis 17. Juni

Zur großangelegten Symmetrie-Ausstellung auf der Mathildenhöhe in Darmstadt, in der vom 1. Juni bis 24. August Beispiele für Symmetrien in Kunst, Natur und Technik zu sehen sind, veranstaltete un-

längst die Technische Hochschule ein interdisziplinäres Symposium zum gleichen Thema. Geladen waren hierzu Architekten, Künstler und Wissenschaftler aus denkbar entferntesten Forschungsgebieten,

(darunter illustre Namen: H. Haken, der Begründer der Synergetik, der Kunsthistoriker E. Gombrich, der Gestaltpsychologe R. Arnheim u. a. m.) um ein „studium generale“ vorzuführen, das die Symmetrie zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu halten versprach.

Wie unmöglich es indes sein mußte, den geradezu emphatischen Anspruch einer Kommutabilität unterschiedlicher Disziplinen im Zeitalter der vollendeten Ausdifferenzierung der Wissenschaften zu realisieren, wurde schon bald allzu deutlich. Kurz gesagt: in den Vorträgen der Kunst- und Naturwissenschaftler schien mit dem Verweis auf Symmetrie nur selten das gleiche gemeint. Von der beschworenen Kongenialität war einzig in Mathematik und Musiktheorie etwas zu spüren und nicht nur deshalb, weil die Vertreter beider Disziplinen sich ihres gemeinsamen Ursprungs in der py-

## und Moderne

## Das Grünland ist immer noch ‚grün‘.

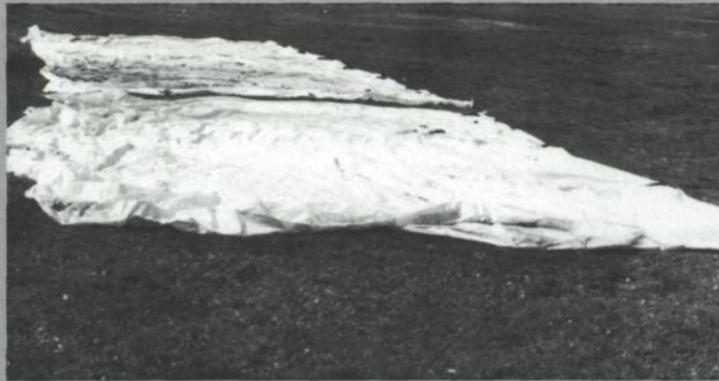
- Verpackungskunst der Landwirtschaft -

sche Unfallversicherungs-Anstalt in Bern) von 1931, das „es rechtfertigt, von einer anderen Moderne zu sprechen“, weil dessen – zwischen Horizontale und Vertikale – ausgeglichene Fensterfläche sich als „Kern von Salvisbergs Architektur – wahrscheinlich auch von Salvisberg selber“ identifizieren läßt. Schon diese, auf zwei Bauwerke gestützte „Isolierung“ ist unscharf.

Wenn Mendelsohns Kaufhaus Schocken hier ein „Zentrales Werk“ der Moderne genannt wird, so muß Bruno Zevi zitiert werden (aus dem Vorwort zur Ausstellung von Erich Mendelsohn von 1968), „daß Mendelsohn von den wichtigsten Geschichtsschreibern der modernen Architektur unbeachtet geblieben ist“, auch von der großen Ausstellung „Modern Architecture“ 1932 ausgeschlossen blieb, daß Mendelsohn allein war. Wenn von Salvisbergs SUVA-Haus behauptet wird, „es klärt Salvisbergs Beziehung zur Moderne“, so zeigt doch gerade ein zweiter Blick in den Werkkatalog, daß Salvisberg auch anders entwarf, nämlich „modern“, mit betonten Horizontalen.

Das Modell für die Moderne ist zu einfach geraten, die Auswahl der Demonstrationsobjekte für die andere Moderne zu beliebig, am Ende bleibt die Schlußfolgerung „O.R. Salvisberg – die andere Moderne“ zu vollmundig (für die wackligen Zähne dieser Definition). Die Architekten aufzuzählen, die auch in eine derartige Rubrik passen, ist hier kein Platz. Zwar wettete Salvisberg gegen die Auswüchse der Moderne wie „übertriebene Glasfronten“ oder „falsche Übertragung industrieller Ausdrucksformen“, doch schrieb er über das Neue Bauen: „Tatsächlich handelt es sich um eine elementare, grundlegende Bewegung, ... mit gleich gerichteten Grundsätzen und Zielen.“

Robert Frank



„... denn das Auge nimmt nicht wie ein photographischer Apparat einfachhin auf, was vor seine Linse kommt, sondern wird durch die Aufmerksamkeit gelenkt, welche ihrerseits durch die Interessen, Neigungen und Abneigungen des Blickenden bestimmt ist“ (Guardini, R., 1946).

Wir Städter – dazu gehören auch die (Landschafts-) Planenden – gehen davon aus, „daß sie (die Bauern) ihnen zuliebe in der landschaft staffage spielen, um ihr trunkenes literatenaugen nicht zu beleidigen“ (Loos, A., 1898). Diese Konsumentenerwartung ordnen wir nach Versatzstücken, die wir nach unseren Schulbüchern, Postkarten und den Werbeplakaten entnehmen. In den Schulbuch-Landschaften, die uns nach Isenberg (1959) in den Beispielslandschaften der Naturparke erhalten werden sollten, hantieren wir mit Versatzstücken und ‚Kulissen‘ (Feuchtwiesenprogramm Nordrhein-Westfalen), damit die ‚stilvolle Bevölkerung‘ für den Spaziergang erhalten bleibe und wir nicht ‚enttäuscht‘ werden. So soll wenigstens das Grünland nach dem Willen wohlmeinender Landesregierungen ‚grün‘ bleiben.

Kultur- und kunstbeflissen bewundern wir gerne Christos ‚rolling fans‘ und andere Verpackungskün-

ste. Dabei wäre es leicht den Einzugs der Verpackungskunst in der Landwirtschaft gebührend zu bewundern. ‚Design ist unsichtbar‘ (Burckhardt, L.) – vielleicht wird es auch nur nicht gesehen, wenn es praktischen Anlässen sich verdankt. Leider sehen wir über die Verpackungen, ‚die unser trunkenes literatenaugen beleidigen‘, hinweg und stellen fest, daß das Grünland immer noch ‚grün‘ ist. Doch das Grün täuscht ebenso wie die zu erhaltenden Piepmätze, die nur aus alter Gewohnheit – wie auch wir – darin herumspazieren. Jene finden nichts zu fressen und wir nicht den Heuhaufen, in dem früher mal Stecknadeln gesucht worden sein sollen. Neben den Heuhaufen fehlt auch der typische Duft einer Landschaft, den wir riechen können – mögen. Jetzt begegnen wir einem Duft, den wir nicht riechen können – also nicht mögen. Denn dem Duft trocknenden Heus waren die ätherischen Öle des Cumarins verbunden, das vom Ruchgras stammte. Dieser Duft betäubte einen richtig, machte den Rausch, der den Schlaf mit Heu mit ungewöhnlichen Erinnerungen anfüllte. Heute bleibt der Heuboden (fast) leer. Die Verpackungskunst hat ihn ersetzt. Natur-, Heimat- und Landschaftsschützer stören sich an den Plastikbahnen, ganz vorder-

gründig. Mit Jute statt Plastik wäre hier wohl kaum etwas zu erreichen; wie denn auch der Wechsel von weißem zu schwarzem oder gar ‚grünem‘ Plastik nur den Augen-Schein änderte.

Diese ephemeren ‚Hühnengräber‘ wagten sich zunächst nur sparsam vors Haus, wurden eher versteckt. Heute haben sie den PS-starken Schleppern längst den Rang abgelaufen. Sie werden mit akribischer Absicht vor die Höfe in die Öffentlichkeit drapiert. Sie sind wie einst die Scheunen das Symbol für den ‚Fortschritt‘, den ‚Reichtum‘ und die Viehherden – sie demonstrieren den forsch-fortschrittlichen Unternehmerbauern, seine Nutzfläche, den Maschinenbesatz und i.d.R. auch die Zins- und Amortisationsaufwendungen.

Die Verpackungskunst hat den schönen Hochsilos von Harvestore, die in den 60er Jahren den Reichtum und Fortschritt darstellen sollten, längst den Rang abgelaufen. Aber diese Silos hatten wesentlich einen administrativen Vorteil: sie mußten genehmigt werden, da sie ja ein Bauwerk darstellten. Und zu jener Zeit (1962) fuhren doch tatsächlich die regierungsamtlichen Naturschützer der Landesregierung mit einem Bötchen über den Niederrhein, um zu prüfen ob diese Silos das ‚Landschaftsbild‘ störten und deshalb nicht genehmigt werden könnten. Heute steht in dieser Gegend der ‚Schnelle Brüter‘ als Ausweis einer fortschrittlichen Industriestruktur herum. Natürlich nur mit Auflagen für die ‚landschaftsgebundene‘ Eingrünung, wie auch das AKW-Grohnde an der Weser mit ‚landschaftlicher Einbindung‘ versehen. So’n Quatsch. ‚Kulissen-Schieberei‘ ändert nichts an den politischen, sozialen, ökonomischen und ‚ökologischen‘ Folgelasten.

Die Verpackungskünste der Bauern sind Ausdruck der Produktionsweise, nicht der Dekoration. Aus dem Trockenfutter Heu wurde das Sauerkraut fürs Rindvieh. Und die Sauerkraut-Produktion ist das Zeichen für den Wandel der Wirtschaftsweise, bei der trotz grüner ‚Wiesen‘ mehr als Heuhaufen und Cumarinduft abgeschafft und anders geschaffen wurde. Das Vielschnitt-Queckgrünland gehört ebenso zum Silage-Haufen wie der Grünlandumbruch und der Futtermais, die sogen. ‚Kraftfutterlinie‘ (Poppinga, O. 1985/86), der Boxenlaufstall mit Gülle und die ‚Stickstofflinie‘ (Hülbusch, K.H. 1985/86). Und sie dokumentieren auch die Zerstörung lokaler und subsistenzorientierten Wissens durch industrielles Beraterwissen (Groeneveld, S. 1984). Das alles steckt in der Verpackungskunst verborgen enthalten. Die fast kleingärtnerische Liebe an den Reifendekorationen kennzeichnet eher die unvollkommenen und unperfekten Anfangsstadien. Die Plastikbahnen, die hier noch gereinigt und für die Wiederverwendung getrocknet werden, haben inzwischen zu einem neuen Recyclingmarkt geführt. Der Kreis Osterholz sammelt die Folien inzwischen wie Sperrmüll ein. Neueste Version: Im Wittgensteiner Land fordern Naturschützer – wie ja zu erwarten war – die Bauern auf, grüne Folien zu benutzen; ‚landschaftsgebunden‘ sozusagen!

H. L. Ilex

thagoräischen Intervalle, diesem Paradigma antiker Proportionsymmetrie, bewußt gewesen sein dürften. Denn daß es sich in der Musik um Repetitionen mehr oder weniger gleicher Strukturen innerhalb eines bestimmten Zeitkontinuums handelt, dies führt das Phänomen der musikalischen Symmetrie auch dicht heran an neueste mathematische Erkenntnisse, die sogenannte „Selbstähnlichkeiten“ in bislang für chaotisch geltenden, komplexen Systemen seit kurzem nachzuweisen vermochten.

Überhaupt ließ sich feststellen, daß die Kunst mit ihren Abstraktionspotentialen immer schon mit der Mathematik Schritt halten konnte: Symmetrie ist in den bedeutendsten Werken der Moderne so wenig Ausdruck von bloßer Spiegelung wie in der modernen Geometrie, die neben der Spiegelung noch zwölf weitere Symmetrietransformationen des Raumes

kennt (darunter: Drehung, Streckung, Schraubung etc.). Um so merkwürdiger mußte es anmuten, daß in Referaten über Architektur vornehmlich die spiegelbildliche zentrale Symmetrie zum Thema wurde. Nun weiß man aber doch spätestens seit der Untersuchung über die „Villa als Herrschaftsstruktur“ (Bentmann/Müller), welche Semantik die neuzeitliche Symmetrievorstellung intendiert. Sich von solchen axialen Machtgebärden loszusagen, ist inzwischen ein Leichtes, wünschenswert wäre dagegen die Beschreibung jener Entwicklung gewesen, welche die Symmetrie von einer maximalen Ordnungsgestalt in der Antike zu einer minimalen Ordnungstruktur in der modernen Architektur verwandelte. Sehr bedauerlich war es, daß der vortragende Frei Otto hierüber nichts zu sagen wußte und sich stattdessen von einem längst überkommenen Symmetriebegriff glaubte

distanzieren zu müssen. Die Unfähigkeit Ottos, die eigene Arbeit als eine moderne Symmetrietransformation zu interpretieren, fand ihr Gegenstück in der Ohnmacht des Veranstalters gegenüber dem paradoxen Versuch einer Einigung aller Wissenschaften mit Hilfe eines Begriffs, dessen philosophische Bedeutung gerade durch die neuzeitliche Aufspaltung der Wissenschaften für immer verloren gegangen ist. Kein Wunder also, wenn im Katalog zur Ausstellung von Rudolf Wille, dem Leiter des Symposiums, in einem Aufsatz, der alle Wissenschaften in einer Begriffsbestimmung zu vereinen trachtet, nunmehr ein enzyklopädisches Interesse am Gegenstand angemeldet wird in Form eines Vorschlags für Eintragungen in Wörterbücher und Lexika: „Symmetrie (griech. Ebenmaß): Gleichheit von Teilen als Ausdruck eines Ganzen.“

Gerd de Bruyn

## Wechselnde Richtungen auf dem zeitlosen Weg

Reyner Banham

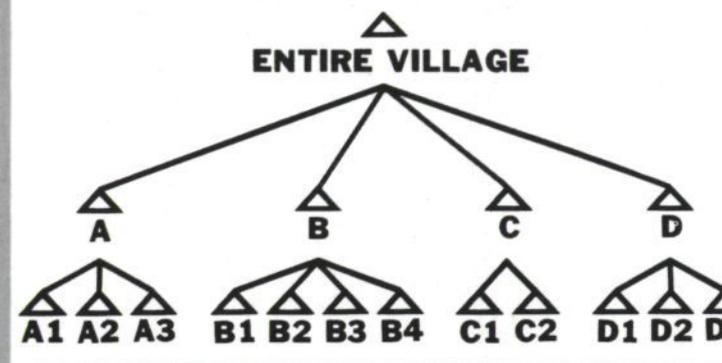
über das neue Buch von Christopher Alexander,

"The Production of Houses", und die Alexander-Biographie von Stephen Grabow

In der langen architekturtheoretischen Pause zwischen dem Zusammenbruch der Spät-Funktionalisten in den frühen 60er Jahren und dem Auftauchen der bunt gemischten, stilistischen Vorlieben, die darauf jetzt im Namen der Postmoderne antworten, genießt Christopher Alexander einen besonderen Ruf als radikaler Denker der Grundlagen architektonischer Gestaltungselemente. In Österreich geboren, in Cambridge ausgebildet und ursprünglich nicht davon überzeugt, Architekt werden zu wollen, ist Alexander mit Recht seit 20 Jahren ein Lichtblick in Berkeley. Ob seine Ideen richtig oder falsch sind, sie erhalten notwendigerweise Respekt – hauptsächlich, weil sie die einzigen Gedanken über Architektur mit intellektueller Qualität sind, die man dort oder sonstwo finden kann.

Mit *The Production of Houses*, ein Buch über den Bau eines kleinen, in Selbst-Hilfe hergestellten Häuserkomplexes in Mexicali, erscheint (verspätet und außerhalb der Reihe) die vierte Ausgabe seiner geplanten Reihe über *The Timeless Way of Building*. Diese Serie, die zusammengenommen mit früheren Schriften so weit zurückliegt wie *Notes on a Synthesis of Form* von 1963 wird von Alexander selbst, seinen Herausgebern und Kritikern, wie Stephen Grabow, verstanden als eine „vollständige Alternative zu unseren gegenwärtigen Architekturvorstellungen, Bauwerken und Entwurfsmethoden, die, wie wir hoffen, schrittweise die herrschenden Vorstellungen ersetzen wird.“ Diese praktikable Alternative wird von Alexander und Grabow zu einem „neuen Paradigma der Architektur“ erhoben – und seit klar ist, daß beide die Idee eines neuen Paradigmas von Thomas Kuhns „Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ übernommen haben, dürfen wir uns anmaßen zu sagen, daß das, was Alexander anbietet der „kopernikanischen Wende“ gleicht. Selbst wenn dieser akademische Architekturdiskurs zu Übertreibungen und Prahlereien neigt – wie jede andere Form der Selbstreklame –, dann ist es immer noch ein sehr großer Anspruch. Was steckt dahinter?

Das gebaute Œuvre von Alexander ist sehr klein, und von fast allen Häusern war Alexander mehr oder weniger enttäuscht. Er äußert sich über das Mexicali-Projekt (in Grabows Cassettenrecorder) als „immer noch ein bißchen zu feige – mehr als ich es mag. Nur ein paar kleine Dinge wurden gebaut, die wirklich diese Art von klarer Schönheit der Gegenstände besitzen, die überall für Jahre vorhanden waren und jetzt verschwunden sind. Im Großen und Ganzen ist das Projekt gelungen – unterschiedlich natürlich von dem, was normalerweise gebaut wird. Es sind keine



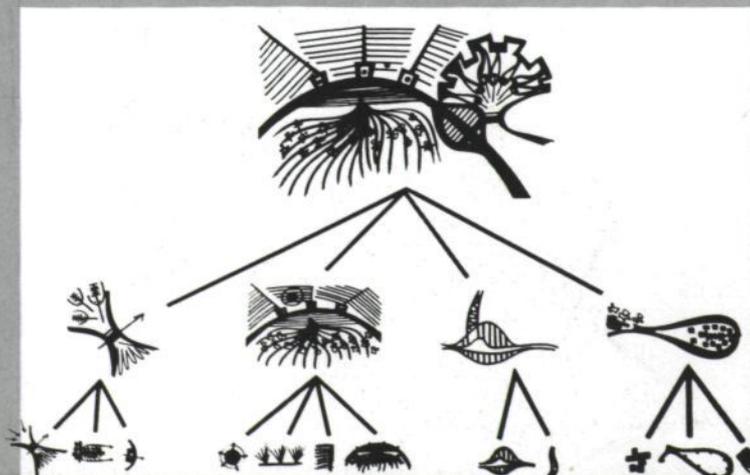
Billig-Häuser, aber sie kommen noch nicht zu dem Punkt, an den sie, wie ich glaube, gelangen müssen.“ Und noch einmal, im vorletzten Kapitel von *The Production of Houses*, sagt er zum Mexicali-Projekt: „Da sind nach unserer Ansicht auch noch Mängel. Die Häuser, beispielsweise, sind sehr schön und wir sind sehr glücklich, daß sie so wunderbar die Ansprüche der unterschiedlichen Familien zeigen. Aber sie sind noch von der klaren Einfachheit traditioneller Häuser entfernt. Das war unser Ziel. Die Dächer sind ein bißchen ungeschickt und die Grundrisse haben Grenzen. Innen sind die Häuser sehr gelungen aber sie formen den Außenraum nicht so angenehm, so stark, wie wir uns das vorstellen können.“

Diese Selbstkritik setzt Maßstäbe, nicht um die angeblichen Fehler zu betonen, sondern um zwei andere Punkte deutlich zu machen: den Sinn von einigen versteckten Punkten bei der Planung von besseren Häusern für städtische Mexikaner und das verblüffend sentimentale Schreiben (Grabow ist ein zu erster Anhänger, um Alexander falsch zu zitieren), das für sich selbst genug ist, um zu zeigen, daß Alexander nicht einer der großen Denker unserer Zeit ist – ein großer Philosoph, oder der „Wittgenstein der Architekten“, wie ein Verehrer ihn nannte.

*Notes on a Synthesis of Form* war trotzdem eines der wichtigsten

Werke seit dem Zweiten Weltkrieg, das versuchte, den Entwurfsprozeß rational zu erfassen. Aber heute scheint Alexander weniger ein Philosoph als ein durcheinandergeratenes Gewissen zu sein; er ist ein Mann mit einer tiefen emotionalen Beziehung zur Kunst, der Gebäude mit dem Bauch empfinden, aber seine Probleme nicht mehr länger in einer benutzbaren Terminologie ausdrücken kann. Das Kernstück seiner Anliegen sind diese versteckten Punkte, die Sorge um die Schönheit, sogar die „klare Schönheit“, die praktisch die ganze *Timeless way*-Sequenz durchzieht. Damit steht Alexander außerhalb des modernen Konsenses, der fast alle heutigen Architekturdiskussionen bestimmt. Aber man kann kaum sagen, daß es ein Element für ein neues Paradigma bildet, denn „Schönheit“ war ein Punkt fast aller Architekturtheorien von Vitruv bis zu Alberti – „So viel zur Technik“, sagte Walter Gropius 1937, „was ist jetzt mit der Schönheit?“

Noch etwas verwundert einen an der vermeintlichen Neuheit von Alexanders „Paradigma“. Es wird durch Illustrationen verdeutlicht, die er für Grabows biographische Studien zur Verfügung stellte. Sie sind eine zufällige Sammlung von Personen und Familienschnappschüssen, vom Hausbau und Projektzeichnungen, die in einer nicht-chronologischen Reihenfolge zusammengestellt sind. Alexander



legte die Ordnung selber fest und sie durfte von Grabow auch nicht geändert werden.

Wir nicht vertrauenswürdigem Leser sind gerade dadurch aufgefordert, die historische Ordnung der Bilder wiederherzustellen, und dann zu entdecken, wie gut die Architektur übereinstimmt mit den meisten der avant-garde Phantasien und Sehnsüchten von Alexander. Zum Beispiel, die einzige Sache, die ausnahmsweise über das Linz-Cafe, was er 1980 baute, erwähnt wird, ist, daß es in seinem Geburtslands Österreich gebaut wurde, und nicht in seinem Adoptivland Californien, wo es kaum beachtet worden wäre, genauso wie das Stuart Cards House in Silicon Valley im folgenden Jahr. Auch über sein Projekt für ein Appartementhaus in Sapporao, Japan 1982, erfahren wir nichts; es wirkt ein wenig altmodisch mit seinen venezianischen Fenstern im Gibel, sogar bei dem japanischen Stand der Postmoderne. Ich erwähne diese Punkte nicht, um Alexander zu diffamieren, sondern um ein wichtiges Element zu erläutern, das Alexander in der öffentlichen Akzeptanz als Guru manifestiert: die Brillanz, oder das außergewöhnliche Glück seiner zeitlichen Abstimmungen. *Notes on a Synthesis of Form* erschien gerade in dem Moment, als die Bewegung, den Entwurf zu methodisieren, langsam bekannt wurde. So bald die ersten Zweifel an dieser Entwurfsmethodik aufkamen, war Alexander mit einer einleuchtenden Zurücknahme seiner Methoden in *A city is not a tree* zur Hand. Und jetzt erscheint *The Production of Houses* außerhalb der Reihe, aber 1985 – dem Jahr, in dem das öffentliche Interesse in Richtung „Selbst-Hilfe“ geht, und der britische Wortführer, der schreckliche Rod Hackney, zum bevorzugten Architekten des Prince of Wales in Erscheinung tritt.

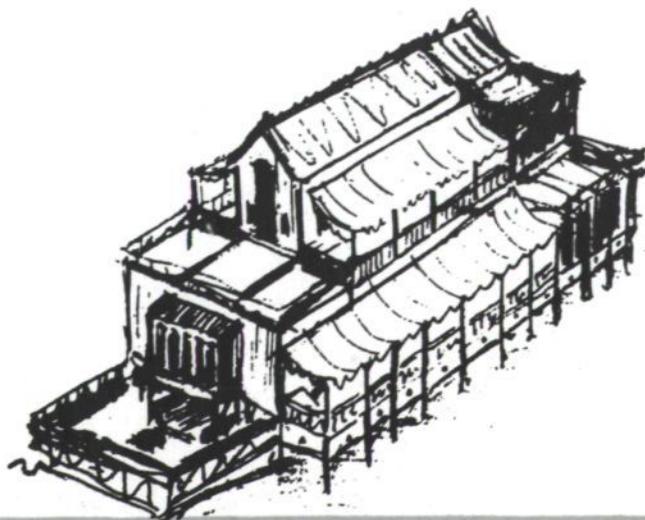
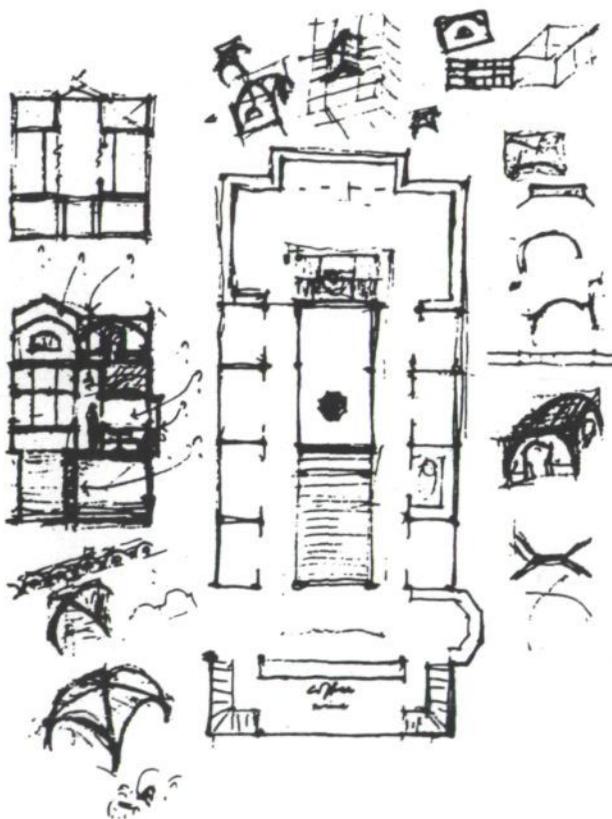
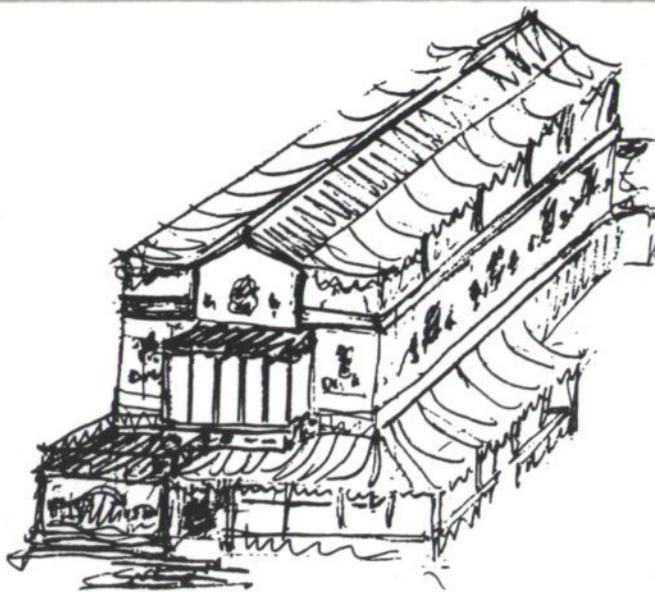
Übereinstimmungen, vielleicht. Aber ohne diese Übereinstimmungen bleiben sogar die begabtesten Talente unbekannt. Was auch immer bei Alexanders Paradigma das beabsichtigte Neue ist, so war es nie zu weit weg von dem Treiben, um auch von den wachen Mitgliedern der „architektonischen Subkultur“ verstanden zu werden. Das ist ein weiterer Grund dafür, daß Alexander nicht der Kopernikus der Architektur ist, sondern ein Talent, das den Entwicklungen immer einen halben Schritt voraus ist.

Der einzige wichtige Unterschied zwischen dem spitzfindigen Modell, das Alexander in *Notes on a Synthesis of Form* anbot, und den etablierten Modellen zur Frage des architektonischen Entwurfs – Problem – Analyse – Synthese – Lösung – ist, daß Alexander das Problem in einen verzweigten Baum mit immer kleineren Unter-Problemen auflöste, die unterschiedliche Lösungen ergaben. Diese einzel-

nen Lösungen konnten dann mit Hilfe eines umgekehrten Baums letztendlich wieder zu einer Lösung zusammengeführt werden.

Das war elegant, logisch und konnte computerisiert werden; es war genau das, was die Architekturwelt über ihre Zeit wissen wollte. Aber ab 1965 begann das Modell trotz seiner Komplexität sehr simpel zu wirken; konnte die schwierige Kunst der Architektur wirklich so elementar und mechanistisch begriffen werden? Die meisten Entwurfsmodelle erkannten, daß der Weg von der Analysis zur Synthesis weder automatisch noch strukturiert war, sondern sie brauchten eine Art von „intuitivem Sprung“. *Notes* hatte zwar das Problem dadurch eingegrenzt, daß es in viel kleinere Probleme aufgelöst wurde; aber dadurch wurde nichts gelöst. Es gab immer noch Raum für die mysteriöse Aktivität, die „Architektur“ genannt wird. Dagegen äußert Alexander, daß der zerteilte Baum immer noch zu unvollkommen war, um die Vielfalt des architektonischen Entwurfs zu erfassen. In *A City is not a tree* wurde das einfache, zerteilte Diagramm ersetzt durch einen komplexeren und auf sich selbst bezogenen Halb-Verband, in dem „alles mit allem verbunden ist“. Die Komplexität des Halbverbandes machte es unmöglich, es im täglichen Gebrauch zu benutzen. Grabows Bemerkungen über Alexanders Teamarbeit zum Entwurf der notwendigen Stationen für das U-Bahnnetz in San Francisco machen das Problem deutlich: „Mit 390 Parametern wurde das System der Unter-Probleme unüberschaubar (rund 389 Möglichkeiten), und das Computerprogramm für die zerteilte Struktur wurde gigantisch. Es wurde intuitiv klar, daß es unmöglich ist, sich vorzustellen, solch ein Werk zusammenzuführen, um ein einzelnes Gebäude zu entwerfen...“

Ein Team von Ingenieuren, das mit so einer Situation konfrontiert worden wäre, hätte möglicherweise nach einer noch größeren Bewilligung gefragt (es waren die glücklichen Tage von 1965), hätten noch mehr on-line Zeit gemietet und hätten dann den Ausweg aus der Sackgasse errechnet. Aber Alexander und seine Architekten entschieden sich „intuitiv“ dafür, nicht das zu tun, was „unmöglich ist, sich vorzustellen“. Jetzt vollzieht Alexander eine brillante intellektuelle Rettungsaktion. Wenn solche mathematischen Ausarbeitungen unbrauchbar für den Entwurf eines einzelnen Gebäudes sind, könnten sie wirtschaftlich nicht auf eine größere Anzahl von Gebäuden angewandt werden? Besser noch, können sie nicht so verallgemeinert werden, daß sie alle Gebäude erfassen? Können die inneren Beziehungen des Halb-Verbandes nicht „tiefe“ Pattern (zeitgleich wieder Chomsky's „Tiefenstrukturen“ der



Sprache) ergeben, die einen Entwurf eher hervorbringen, als ihn einfach nur regulieren?

*A pattern language* ist der ernstzunehmende Text der *Timeless way*-Reihe, und auch vielleicht der zweifelhafteste. Die angebotenen Pattern sind prescriptiv und die Sprache gibt die Verfahrensweise für den Entwurf an.

In *The Production of Houses* gibt Alexander eine ausführliche Auflistung der in Mexicali benutzten *Pattern*. Sie reichen vom „Nord-Ost-Außenraum, positiven Außenraum, langen, dünnen Haus, Haupteingang, halbversteckter Garten“ bis hin zu „Toiletten zwischen Räumen, Säulen an Ecken und natürliche Fenster und Türen“. Was auch immer diese Etiketten bedeuten, so unterliegen sie keiner Hierarchie, noch sind sie mit dem Computer zu gebrauchen. Sie sind, so scheint es, menschliche Verständnisse bestimmter Hausformen und die Art, sie zu bauen. Sie sind mehr als einfache Repräsentanten der wirklichen Welt, sondern darüber hinaus „morphologische Strukturen, die die Pattern in der Welt definieren“. Sie schließen „das Wissen, das Bauen verlangt“ mit ein und sie sind „zwingend... erstrebenswert... wesentlich.“

So scheint es, daß jede dieser *Pattern* handelt wie eine genetische Information im RNA/DNA und tatsächlich den Entwurf hervorbringen wird. Grabow zitiert Alexander, der daran glaubt, daß die *Pattern* als Einschränkung der künstlerischen Freiheit gesehen werden: „Sie berühren fundamental das Ego des Entwerfers. So lange man die Gesetze als Zwang ansieht, ist es so, als ob es einen unabhängigen Künstler gäbe, der durch die Zwänge verletzt und geformt würde. Aber wenn man die Gesetze als fruchtbare akzeptiert, dann hat man genau die Kreativität getroffen und man beginnt sich zu wundern, was die Rolle des Entwerfers in all dem ist...“ Alexander bemerkt aber auch, daß „Kopien der *Pattern Language* sich die ganze Westküste entlang verbreiten. Die Leute zeigen mir Projekte, die sie gemacht haben, und ich bin mehr und mehr darüber überrascht, daß die Häuser, obwohl sie funktionieren im Grunde genommen wie jedes andere heutige Gebäude aussehen... Sie gehören perfekt in den Kanon der Mitte-des-20. Jahrhunderts-Architektur.“ Seine Antwort darauf war, daß die *Pattern* in dieser Art gescheitert sind und das weitere Untersuchungen, noch radikalere *Pattern* nötig

Linke Seite: Numerisches und figuratives Diagramm der Komponenten eines Dorfes. Aus *Notes on a Synthesis of Form*, 1967  
Rechte Seite: Entwurfsskizzen zum Linz Café, 1981

sind.

Es scheint ganz plausibel, daß die genannten Pattern und ihre verbindende Sprache genau das Architekturverständnis ist, was die Architektur als unausgesprochene Pattern immer benutzen, um von der Analyse zur Synthese zu gelangen. Wenn das der Fall ist, müßten weitere Untersuchungen möglicherweise zur Enttäuschung verurteilt sein. Wir werden das aber nie erfahren, weil Alexander wieder einmal einen Kurswechsel vornahm und, statt seinen Kopf zu gebrauchen, seine Hände benutzt, um Dinge aus Holz und Lehm zu schaffen, auf die er dann feine Ornamente in Arts-and-Crafts-Manier malt.

Arts and crafts scheinen annähernd Alexanders Aktivitäten zu beschreiben. Nicht so sehr wegen der Häuser, die man sehen kann, sondern es gibt noch andere Punkte des späten 19. Jahrhunderts, besonders ökonomischer und wirtschaftlicher Art, die ihn mit den fortschrittlichen Entwürfen verbinden. In Alexanders Versuch ausbrechen aus dem, was er als die lächerlichen Effekte der heutigen Baupraxis ansieht, die es unmöglich schaffen, daß „die Häuser gerade richtig für den durchschnittlichen Menschen sind“, begann er neue Wege zu entwickeln. Die Art, wie er mit Geld und Grundbesitz umgeht ähnelt immer mehr den späten viktorianischen „Practical Utopian“ – Bellany, Morris, Howard und anderen Befürwortern der co-operativen Selbstbaugenossenschaften. Vom Oregon Experiment – ein Vorschlag für eine feinfühligere, nicht monumentale und stückweise Vollendung des Campus der Universität von Oregon in Eugene – bis zur wirklichen Wiederentdeckung der spanischen Bauernarchitektur in Mexicali, ist Alexanders Arbeit ein Widerhall einer ganzen Reihe von Arts- und Crafts-Konzepten: von William Morris' Vision des Baumeisters oder dem Handwerkermeister zu... gut, zu dem besonderen Verständnis von Schönheit, das Alexander in dem Bild einer alten Gartenmauer faßt:

„Eine Ziegelwand, die seit über einhundertfünfzig Jahren steht, einige der bedeckten Steine haben sich mit der Bewegung der Erdoberfläche verschoben und Gras wächst zwischen den Steinen, diese Mauer ist wesentlich eine disziplinierte Mauer und hat möglicherweise eine sehr sorgfältig gemachte Oberfläche, mit fast perfekten, gleichmäßigen Steinen. Stell Dir einen Baum vor, der gegenüber der Mauer wächst. Dort ist eine besondere Art von sich entwickelnder Wechselbeziehung zwischen dem Baum und der Sonne, die die Mauer erwärmt und den Baum wachsen läßt. Ich denke, daß alles voneinander ein besonderes Gefühl besitzt.“

Wenn wir lernen, daß dieses Gefühl eine „unglaubliche Zartheit“ besitzt, kann die Nachahmung sehr viel eindringlicher werden. Was Alexander in seiner undeutlichen Sprache sagt, klingt sehr ähnlich wie das, was C.F.A. Voysey, ein wichtiger Vertreter der englischen Craftsmenbewegung, in seiner Verliebtheit ausdrückte für „die zarten Wirkungen der Umbräunung eines alten Gebäudes, an dem die Ecken mit dem Auge gemacht wur-

den im Gegensatz zur mechanischen Wirkung der modernen, gezeichneten Ecken.“ Das Nachahmen ist kaum bewußt, weil das Zitieren von Voysey ziemlich obskur ist. Eher macht Alexander den Eindruck, bei einer intelligenten Einsicht in die eigene Unzufriedenheit über moderne Architektur, daß er jetzt über einen anderen Punkt eines frühen Patterns stolpert, eine bekannte Tradition innerhalb der Geschichte der Profession. So muß das neue Paradigma weniger ein neues, sondern ein erneuertes Paradigma genannt werden. Alexanders wahre Leistung als Theoretiker ist, daß in seinem Konzept einer generativen *Pattern language* er sehr genau Gedanken herausarbeitet und geometrisch ausdrückt, die charakteristisch sind für eine Entwurfsart, die von Architekten im Gegensatz zu Ingenieuren praktiziert wird. Die Frage, warum Alexander glaubt, daß seine *Pattern language* Gedanken zeigt, die Architekten normalerweise nicht bewußt werden, ist das wohlbekannte akademische Problem eines dogmatischen Standpunkts.

Die aktuelle Architektur, die im Mexicali-Experiment gebaut wurde, gleicht so auffällig dem (abgesehen von den dilettantischen Details), was etablierte Architekten unter ähnlichen Umständen auch gemacht hätten. So bleibt es fraglich, ob Alexander, wie Grabow schlußfolgert, das „Aufgabenfeld gewechselt hat“. Was er in Mexicali erreicht hat, ist der Bau von Häusern, die ein unaussprechliches Konzept von „echtem Komfort“ ausdrücken. Das beste Beispiel für diese Art von Komfort ist das Linz Cafe, wo „jeder Raum, jede Terrasse, die Alkove, der Balkon, sogar jedes Fenster so ausgewählt wurde, wirklich komfortabel zu sein – ein Ort, an dem man sich zu Hause und in Frieden fühlt.“

In dem Bericht über das Mexicali-Projekt steht, daß die zweite Phase nicht gebaut wurde, weil sich die politischen und finanziellen Umstände änderten. Und das ursprüngliche, ruskinähnliche Konzept des Gartens als der Brennpunkt sozialer und baulicher Aktivitäten wurde ebenfalls aufgegeben. Trotzdem scheinen die stolzen Selbstbauer, die sehr viel Hoffnung in das Projekt legten und das sie (nicht Alexander) als „süße Gleichberechtigung“ verstanden, im allgemeinen sehr zufrieden zu sein. In einer Zeit, in der Unzufriedenheit mit neuen Häusern ein Gemeinplatz im Leben und der Politik ist, kann dies fast als Rechtfertigung gesehen werden für die Ausarbeitungen und oft mystifizierenden intellektuellen Fortschritte, mit denen Alexander zu diesem glücklichen Ergebnis kam.

Übersetzung: Wolfgang Wagener

Christopher Alexander with Howard Davis, Julio Martinez, Ron Corner  
*The Production of Houses*  
383pp. Oxford University Press. £25.

Stephen Grabow  
*Christopher Alexander: The search for a new paradigm in architecture*  
332pp. New York: Oriol Press. £30.

Aus: *Times Literary Supplement*, 3. January 1985, S. 15, 16

## Das „Unauffälligkeitsmanifest“

Leitsätze zu einer anderen Siedlungs- und Wohnungsbauplanung

### I

Gut ist, was nicht groß auffällt. Spektakuläre Entwürfe sind schlechte Entwürfe. Doch seit Le Corbusiers spektakulären Vorschlägen für den Abriss und Neubau von Paris haben Architekten immer in dem Maße Erfolg gehabt, wie ihre Entwürfe von bewährten und vertrauten Konzepten abwichen. Das lag wohl daran, daß Politik zunehmend in einem TV-Zirkus mit zweieinhalb Millionen Zuschauern veranstaltet wurde. Hier mußte jeder Vorschlag zur Lösung anstehender Probleme Unterhaltungswert haben. Sie müssen plakativ übertreiben und möglichst noch mit den gerade gängigen Schlagworten etikettiert sein. Gestern „autogerecht“ und „urban“, später „human“, „verkehrsberuhigt“ und „maßstäblich“ oder sogar „demokratisch“, und heute natürlich – „ökologisch“! Die damit verkauften Entwürfe stellen immer neue Meisterleistungen an übertriebener Unbrauchbarkeit dar: „autogerecht“ waren Stadtteile, die nur aus Schnellstraßen und Schnellsackgassen bestanden. „Urban“ waren Stadtteile mit viel zu hohen Dichten und zu hohen Geschosshöhen, „human“ waren Stadtteile mit viel zu enger Dichte und zu hohen Mieten. „Verkehrsberuhigt“ nannte man einen Stadtteil, wenn man den Durchgangsverkehr (und bald darauf die bisherigen Bewohner) in die benachbarten Quartiere verdrängt hatte. „Maßstäblich“ waren Großkaufhäuser und Tiefgaragen, wenn sie mit einer kleinteiligen und aufwendigen Bebauung garniert wurden. Ein paar schiefe Winkel im Grundriß waren immer schon „demokratisch“, und heutzutage, wo jede neue Siedlung eine schwere Belastung für Kleinklima und Wasserhaushalt darstellt, nennt man so etwas gleich „ökologisch“! So als ob Korkdämmung, Kachelöfen und überheizte Glashäuser allein irgend etwas außer dem Verkaufswert ändern würden!

Noch endeten jedenfalls alle diese menschenbeglückenden Höhenflüge entwerfender Architekten schon wenige Jahre später, wenn das Publikum schon mit dem nächsten Knüller bei Laune gehalten wurde, mit einer ziemlich harten Landung auf dem Kartoffelacker. Und inzwischen sind wir bereits soweit, daß die heutigen Architekturstudenten sich darin üben müssen, wie sie die Übertrieblichkeiten von vor 15 Jahren zu vertret-

baren Kosten reparieren oder „rückbauen“ können.

Aus solchen Erfahrungen klüger geworden, orientiert sich eine gute Planung heute an dem, was alltäglich und normaler Brauch ist und was sich bewährt hat. Deshalb ist es wichtig, daß sich die Kommunalpolitik den Verlockungen des Planungs-zirkus widersetzt und statt auf spektakuläre Einweihungen und Eröffnungen auf nachhaltige Strategien und allmähliche Verbesserungen setzt. Deshalb ist es auch wichtig, daß Architekten erst gar keine Zirkusnummern anbieten, sondern maßvolle und komplexe Problemlösungen, die nur das erneuern oder reparieren und nur solche Alltäglichkeiten ändern, die ihre Brauchbarkeit eindeutig verloren haben. Was damit konkret gemeint ist, wird beispielhaft unten aufgeführt. Natürlich gehören dazu auch Maßnahmen, die die Belastungen der Umwelt verringern helfen, sofern damit nicht Belastungen ganz anderer Art verursacht werden. Auf jeden Fall wird eine ernsthafte ökologisch orientierte Planung sich vor jeder spektakulären Übertreibung in der einen oder anderen Richtung hüten.

### II

Gut ist, was mehr Nachbarschaft und Selbsttätigkeit und weniger Wohnungsfürsorge und Fremdverwaltung schafft. Das liegt vor allem wohl daran, daß sich die Bedingungen von Wohnen und Arbeit in letzter Zeit stark verändern: Das Heer der Arbeiter und kleinen Angestellten teilt sich in solche, die offiziell keine Arbeit haben und sich mit allerlei „Hilfleistungen“ und unverteuerten Jobs (physisch und psychisch) über Wasser halten, und solchen, die einen Arbeitsplatz haben, aber ihre Freizeit nicht allein zur Wiederherstellung ihrer Arbeitskraft brauchen. Ein wachsender Teil von ihnen, besonders weibliche Schreibkräfte, sind zu Heimarbeiterinnen geworden. Auch die Aus- und Weiterbildung nimmt immer größere Lebensabschnitte ein, und viele junge Leute versuchen sich mit mehr oder weniger Selbstausbeutung als Selbständige. So wird die allein dem Konsum und der Erholung gewidmete Etagenwohnung der Industriezeit, isoliert und fremdverwaltet, immer häufiger auch zum Arbeitsplatz, worauf sie nicht eingerichtet ist. Sie wird sich deshalb von der bloßen Wohnung in ein Wohnhaus zurückverwandeln müssen. Das muß kein Ei-

genheim sein, schon gar nicht ein freistehendes. In diesem Sinne kann auch eine Altbauwohnung im 3. Stock zum Wohnhaus werden: dann nämlich, wenn ihre Bewohner über Keller- und Dachräume, über Hof und Garten jedenfalls verfügen und dort einer Vielzahl von Tätigkeiten nachgehen können. Drücken übergroße Wohnzimmer mit pompösen Polstergarnituren drinnen und Ziergärten mit Hollywood-Schaukel draußen aus, daß ihre Bewohner sich eine Freizeit mit scheinbar großbürgerlichem Müßiggang leisten konnten, so wandelt sich das Wohnideal der Jüngeren schon in ein offen gezeigtes Nebeneinander von Feiern und Werkeln, bringt Schönes und Nützliches, Bücher und Gerätschaften, Blumen und Gemüse wieder zusammen. Das Wohnzimmer kann wieder zur Wohnküche werden, Kinder- und Schlafzimmer „emanzipieren sich“ zu kleinen Wohnungen, ungenutzte Abstandsflächen verwandeln sich in intensiv genutzte Mietergärten.

### III

Schön ist, was seinen Zweck dauerhaft mit den geringsten Mitteln erreicht. Schön sind die Spuren von Spontaneität und gemeinsamem Handeln. Schön sind Häuser und Gärten, die altern können. Das Bewußtsein von der Begrenztheit und Empfindlichkeit unserer natürlichen Lebensgrundlagen, die zunehmende Erkenntnis, daß wir vorsichtiger mit Baggern, Ketten-sägen, Abfällen usw. umgehen müssen, führt zu einer Ästhetik der Sparsamkeit und läßt uns an bestimmte Ansätze des Funktionalismus (z.B. eines Adolf Loos oder Leberecht Migge) anknüpfen. Eine Architektur, die Brauchbarkeit nicht mit den geringsten Mitteln und Schädigungen zu erreichen versucht, kann in unseren Augen nicht mehr schön sein. Auch wenn eine solche Sparsamkeit in einer Gesellschaft, die sich auf den „Krieg der Sterne“ vorbereitet, aufs Ganze gesehen sicher ohne meßbare Auswirkung ist, so ist sie als Symbol und Provokation doch umso wichtiger! Jedenfalls sollte das Argument dafür nicht primär eines der Wohnungswirtschaft sein. Wohnungswirtschaftlich haben alternative Formen der Kapitalbeschaffung und die Senkung der Kapitalkosten eine ungleich größere Wirkung. Die einfachen Mittel, der Verzicht auf pflegeleichten Glanz und nagelneue Farbenfrische, der Einsatz natürlicher und billiger Baustoffe, reparierbarer Technik, gewitzte Nutzung von Sonne, Regen und Wind sind vorerst hauptsächlich Symbole dieser anderen Ästhetik, aber eine reale Herausforderung der Gesamtgesellschaft. (Von nicht bloß symbolischer Bedeutung ist im Bereich des Hausbaus wohl neben einer guten Energienutzung nur ein anderer Umgang mit dem Wasser, vor allem dem Oberflächenwasser, das unnötig oder in unnötig hohem Maß dem natürlichen Wasserkreislauf entzogen wird.)

Eine andere Seite dieser Ästhetik ist ihre Unempfindlichkeit gegenüber natürlicher Verschmutzung, Verfärbung, Ausbleichung

und Alterung. In diesem Sinne kann auch eine Altbauwohnung im 3. Stock zum Wohnhaus werden: dann nämlich, wenn ihre Bewohner über Keller- und Dachräume, über Hof und Garten jedenfalls verfügen und dort einer Vielzahl von Tätigkeiten nachgehen können. Drücken übergroße Wohnzimmer mit pompösen Polstergarnituren drinnen und Ziergärten mit Hollywood-Schaukel draußen aus, daß ihre Bewohner sich eine Freizeit mit scheinbar großbürgerlichem Müßiggang leisten konnten, so wandelt sich das Wohnideal der Jüngeren schon in ein offen gezeigtes Nebeneinander von Feiern und Werkeln, bringt Schönes und Nützliches, Bücher und Gerätschaften, Blumen und Gemüse wieder zusammen. Das Wohnzimmer kann wieder zur Wohnküche werden, Kinder- und Schlafzimmer „emanzipieren sich“ zu kleinen Wohnungen, ungenutzte Abstandsflächen verwandeln sich in intensiv genutzte Mietergärten.

### IV

In mancher Hinsicht stellen sich deshalb gewisse Ähnlichkeiten mit den Bauformen der vorindustriellen Zeit ein: Weit überstehende Dächer, Wege mit Pfützen, verunkrautete Nischen, Schuppen für wiederverwendbaren Sperrmüll, Remisen, Nischen, die von keiner Planung oder Verwaltung erfaßt sind und die, wo es sie noch gab, unsere bevorzugten Spielplätze waren. Wir sehen Wohnsiedlungen vor uns, auch viergeschossige, die weniger gepflegt, dafür aber intensiver bewohnt werden, die in diesem Sinn „dörflicher“ geworden sind: mit Plätzen, „Häusern“, Höfen, Gärten und Schuppen. Diese neue Ästhetik aber ist keine Kulisse, ist mit Architektur gar nicht zu erzeugen. Sie setzt eine andere Organisation von Wohnen und Arbeiten voraus: Mehr Selbstverwaltung, mehr Eigeninitiative, mehr „Wohnarbeit“. Nur so kann die Grenze zu einer kitschigen Nostalgie gezogen werden, die mit rührseligen Kulissen, mit Holz und Lehm ein „Dorf“ vortäuscht, ohne die Organisation des Lebens dahinter zu verändern. Diesen neuerdings wieder propagierten Regionalismus lehnen wir ab. Die durch die industrielle Entwicklung erzeugte Umorganisation der Lebens- und Wohnverhältnisse hat keine regional-kulturelle Basis. Die regionalen Traditionen sind – größtenteils – Folklore geworden. Stattdessen gilt es, mit Blick auf die heutigen technischen Möglichkeiten und die neuen Problemstellungen, in vorsichtigen Schritten neue Traditionen einzuüben, sowohl im Bauen wie im Wohnen. Deshalb sind auch nachhaltige Verbesserungen von Planern und Architekten allein nicht zu erwarten: die „soziale Phantasie“ aller Beteiligten ist gefragt.

Zum Beispiel: Was sich bewährt hat und deshalb auch so bleiben sollte:

- daß „vorne“ die Straße ist und „hinten“ der Garten
- daß vor dem Haus ein überdachter Eingangsbereich ist; wo man Spielzeug, Fahrräder und Kinderwagen abstellen, Post öffnen, Altmaterial rausstellen, Gäste empfangen und verabschieden kann
- daß hinter dem Haus ein sicht- und windgeschützter Hof ist, wo man im Sommer draußen wohnen und werkeln kann

- daß die rückwärtigen Gärten zusammen einen ruhigen, vor der Straße geschützten Hof bilden
- daß Wohnhäuser auch in der Stadt nicht mehr als vier Geschosse haben
- daß beim Wohnen „auf der Etage“ die Möglichkeiten geschaffen wird, eine Mansarde und/oder einen Garten hinzuzumieten
- daß auch Wohnstraßen öffentlich sind und somit auch von Fremden durchfahren werden können
- daß Fußgänger, Autos und Fahrräder sich den Straßenraum teilen, die Wohnstraße dennoch auch als Bewegungsfläche vor allem für Kinder genutzt werden kann.

Was sich nicht bewährt hat und neue Traditionen oder Regelungen braucht:

- daß Autos in Großgaragen abgestellt werden
- daß befahrbare Flächen, häufig auch Gehwege in Wohngebieten immer versiegelt werden (was eigentlich nur für Abstellplätze wegen des abtropfenden Altöls sinnvoll ist)

- daß die Gemeinden bzw. die Stadtwerke für Straßen und Leitungen die Unterhaltskosten tragen, die Anlieger 60 bzw. 90% der Baukosten
- daß Flächenversiegelungen bzw. umgekehrt Beiträge zur Minderung des Oberflächenwassers wie z.B. Grasdächer oder Zisternen sich bei der Erhebung des Baukostenzuschusses nicht hemmend oder fördernd auswirken
- daß nach den gültigen Förderrichtlinien überkleine Schlafzimmer und übergroße Wohnzimmer gebaut werden müssen
- daß der wohnungsinterne Schallschutz obendrein schlecht ist
- daß es im 2. WBauG nur Ein- und Mehrfamilienhäuser sowie Wohnheime gibt, aber keine Wohngemeinschaftshäuser
- daß es in Wohngebieten keine für die Bewohner hinzuzumietbaren Läden (ohne Gewerbeschein) gibt
- daß Kanäle und Leitungen (mit Ausnahme von Gas) vor den Häusern in die Straße und nicht zugänglich unter die Hauszeilen gelegt werden
- daß Grünflächen „gepflegt“ statt genutzt werden.

Baufrosche Kassel

## „Mensch im Raum“

Förderpreis 1986 – „Junge Architekten zeichnen“

„Ein Körper verhält sich zum Raume, wie ein Sichtbares zum Lichte.“

Diesem Gedanken von Novalis (1772-1801) widmen die Frankfurter Architekten Heinrich Wörner und Eckhart Zeller ihren diesjährigen Förderpreis – „Junge Architekten zeichnen“. Erwartet werden Freihandzeichnungen mit dem Arbeitsthema: „Mensch im Raum“ von Architekten inner- und außerhalb des Studiums. Dafür werden 10.000,-DM zur Verfügung gestellt. Der Förderpreis wurde erstmals 1984 verliehen. Er soll alle zwei Jahre neu ausgeschrieben werden.

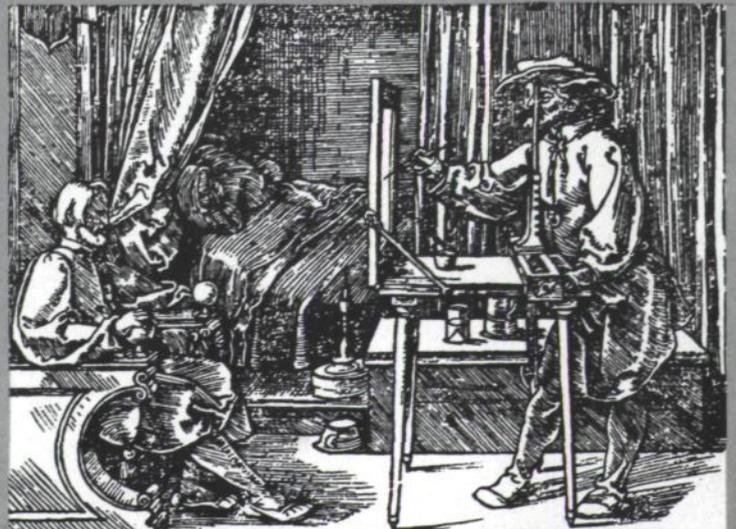
Der Zweck dieses Förderpreises ist, zur zeichnerischen Auseinandersetzung zu inspirieren, um das Künstlerische im Architekten an-

zuregen und zu fördern. Denn die Berufspraxis macht sichtbar, daß Freihandzeichnen für den Architekten eine notwendige sinnliche Übung ist.

Teilnahmeberechtigt sind alle Studierenden der Fachrichtung Architektur an deutschen Gesamt- und Fachhochschulen, Universitäten und Kunstakademien, sowie bereits praktizierende Architekten. Die Teilnehmer werden ab dem Geburtsjahrgang 1958 zugelassen. Abgabetermin für die Arbeiten ist der 1. Oktober 1986.

Die Teilnehmer können die Wettbewerbsunterlagen mit den Teilnahmebedingungen bei Wörner + Partner, Architekteneingenieure, Hammarskjöldring 133, 6000 Frankfurt am Main 50, anfordern.

Albrecht Dürer „Der Zeichner des sitzenden Mannes“



„Die sorglichsten Fragen heute: Wie bleibt der Mensch erhalten? Zarathustra aber fragt als der einzige und erste: Wie wird der Mensch überwunden?“ Friedrich Nietzsche

Der elektronisch unterstützte Übermensch als weiser, unparteiischer Steuermann, der die Menschheit durch Öko-Katastrophen, Kriegsgefahren, und nicht bestellte Strahlenrationen führt, wie Moses sein Volk durch das Rote Meer. Er steht als Leitbild hinter einer Vielzahl von Versprechungen, mit denen man sich als Besucher von Messen und Leser von Marktübersichten auf dem Computersektor auseinandersetzen muß. Multinational institutionalisiert erscheint er als „Blauer Gigant“.

### IBM auf dem Vormarsch

IBM, mit 50 Milliarden Dollar Weltumsatz 1985 der nun achtgrößte Konzern der Welt. Weitere Machtindizes: nach japanischen Berechnungen sind 90% aller Daten in IBM Computern gespeichert, IBM ist mit seiner Eigenproduktion weltgrößter Halbleiter (Chip) Produzent, beschäftigt mehr Mitarbeiter in Europa, als alle ihre europäischen Konkurrenten zusammen (28.172, IBM Geschäftsbericht 1985), für Forschung und Entwicklung werden von IBM inzwischen mehr Mittel aufgewendet als von der gesamten Industrie der Schweiz, Kanadas, Schwedens und der Niederlande etc. (zitiert nach W. Bleicher, DGB-Düsseldorf). Hinzu kommt, daß IBM ihren Anteil an computerunterstützten Konstruktions- und Produktionssystemen (CAD-CAM) von 1984 auf 1985 weltweit auf 21% erhöhen konnte und somit ist IBM nunmehr neue Marktführerin vor INTERGRAPH und der jahrelangen Nummer Eins COMPUTERVISION, deren letzte Präsentationen sehr schwach ausfielen.

### Der Schreibautomat mit Ohren

Agressiver und schneller als bisher fällt IBM's Strategie aus, den Markt der IBM-compatiblen Hersteller durch Preissenkungen und Hardwareverbesserungen in die Enge zu treiben, bei gleichzeitiger Präsentation neuer Rechner Typen und, für IBM, relativ progressiver Software. So etwa ein Sprachkennungssystem auf der Basis eines durch 2 Hochleistungs-Subsysteme getunten IBM AT, das es ermöglicht 5.000 Wörter mit einer Zuverlässigkeit von 95% zu erkennen und zu schreiben. Dabei klassifizieren 3 neue Mikroprozessoren (DSP, Digital Signal Prozessor, 30 Millionen logische Operationen pro Sekunde) die persönliche Aussprache des jeweiligen Mitarbeiters. Sobald nun der Sprecher etwa „daß“ in ein Mikrofon spricht, wählt das System entlang eines neuen statistischen Modells sogenannte „Wortkandidaten“ aus einer begrenzten Anzahl von elementaren Bausteinen, aus denen dann wiederum Wörter, hier begriffen als phonetische Symbole, zusammengesetzt werden können.

Kontextorientiert kann das Spracherkennungssystem dann beim Weitersprechen zwischen Wörtern unterscheiden, die zwar ähnlich klingen, jedoch unterschiedliche Bedeutung haben, etwa

„daß“ und „das“, und verifiziert den Wortkandidaten dann über neue Kandidaten bis hin zur wahrscheinlichen Bedeutung. Da Sprache und Architektur verwandt, überlasse ich es dem Leser sich weitere Anwendungsebenen auszudenken und wende mich der Architektur-CAD-Entwicklung zu.

### CAD bald für jedes Büro erschwinglich

Es bleibt festzustellen, daß der Preissturz für graphikfähige Hardware und Software anhält. Inwieweit ihr Einsatz für Architekturbüros in Frage kommt, läßt sich generell überhaupt nicht mehr beantworten. Da wird künftig jeder „Anzug“ dem Architekturbüro auf den Leib und Finanzrahmen geschneidert werden, bevor zufriedenstellende Konfektionsware für Architekten zur Verfügung steht. Im Maschinenbaubereich ist die Software zwar recht teuer, aber wenigstens vorhanden. Überraschte IBM noch auf der CeBit in Hannover mit der internen Präsentation von extrem schnellen Computer-Animations-Vorführungen auf dem neuen RT PC mit Echtzeit-Modellierungen nach der Methode der Finiten Elemente bei der Entwicklung von Kunststoffanteilen für die Fahrzeugindustrie, so liegt jetzt schon

ein maschinenunabhängiges CAD/CAM Programm-Paket der Firma MCS vor. „Anvil“ beinhaltet sowohl Draht- und Oberflächenmodellierung, Finite-Elemente-Analyse als auch Zeichnungserstellung und Datenaufbereitung für die automatische Produktion von Maschinenteilen.

Für die Architektur ist das Zukunftsmusik, jedoch durch den wachsenden Einsatzbereich von Workstation-Konzepten oder Mikrorechnern auch im anspruchsvolleren Mini-CAD-Bereich, indem nunmehr praktisch IBM den Industriestandard darstellt, wird CAD für fast jedes Architekturbüro erschwinglich. Dabei ist der Preisverfall atemberaubend. Kostete ein Mini-CAD-Paket vor 1984 noch mehr als 250.000 DM, so fielen die Preise im gleichen Jahr noch auf 160.000 DM. 1985 tauchten zum ersten Mal 20.000 DM CAD-Pakete auf dem Markt auf wie das Autocad, Mcdraft, Supercadd, Caddy, CS-Plan, Radarch oder Pytha aus München u.v.a.m. leiten mit jeweils aktuellen Versionen die Entwicklung 1986 ein. Das Angebot reicht von komfortabler 2-D Grafiksoftware für 195 Dollar (Mcdraft), zusammen mit dem Apple Macintosh kostet die CAD-Anlage dann 3500 Dollar (US-Preise), bis hin zu eingefärbten Fest-

körperanimationen (Pytha) unter unterschiedlichen Lichtquellen für 30.000 DM plus ausreichend leistungsfähiger HP-Anlage und Peripherie (z.B. HP 9000) nochmal ca. 45.000 DM, was bezogen auf die Leistung der Software sehr preiswert ist.

### Die Architekturmaschine

Was bleibt den interessierten Architekten letztendlich anderes, als sich selbst zu informieren oder neutral beraten zu lassen, und ihr Glück (?) mit der EDV zu versuchen, solange jene Maschine noch in weiter Ferne zu sein scheint, wie sie Negroponte vom M.I.T. in Boston in Form einer imaginären The Architecture Machine 1970 (!) entwarf:

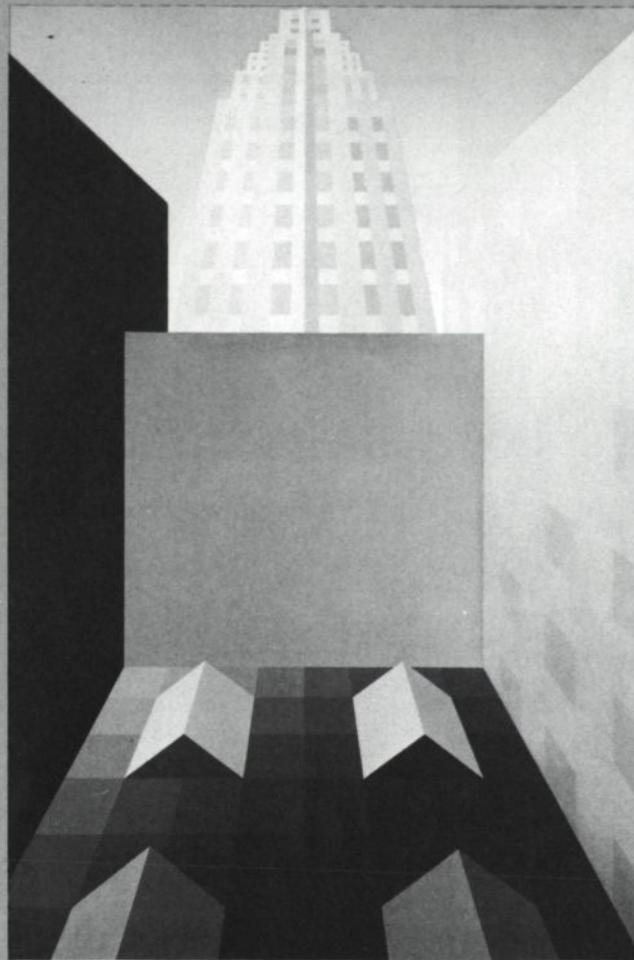
Architekt und Bauherrn sitzen zusammen am Terminal und tippen oder sprechen die Spezifikation der Bauaufgabe ein. Die Maschine fragt zurück, erinnert an Baugesetze und Schwerkraft. Sie bietet Ideen für alternative Vorentwürfe, die in Wechselwirkung mit den Benutzern schrittweise verfeinert werden. Sie fordert begründete Kritik von ihren menschlichen Partnern (die sie sich für das nächstmal merkt) und korrigiert sich. Der jeweilige Zustand der Lösung wird auf verschiedene Weisen bildlich dargestellt, von beliebigen Standpunkten und unter mannigfaltigen Gesichtspunkten. Man kann in die Objekte „hinein-zoomen“, um sich dem Detail zu widmen. Negroponte sah sogar ein maschinergzeugtes Hologramm in natürlicher Größe (und Farbe) vor sich, um das man herum- oder in das man gar hineingehen kann. Je weiter das Konzept entwickelt ist, um so mehr übernimmt die Maschine selbständig die Routinearbeit; nur dann zurückfragend, wenn sie keinen Weg findet oder sich nicht zwischen mehreren Möglichkeiten zu entscheiden vermag. Sie ist ein vielseitiges Expertensystem, das nicht nur technisches Wissen bereithält, sondern auch über Wirtschaftlichkeit, Benutzerverhalten, Umwelteffekte unterrichtet ist. Mit unaufdringlicher Geduld schlägt sie Möglichkeiten vor, zeigt auch, wie andere ähnliche Probleme behandelt haben (denn selbstverständlich enthält sie eine bauhistorische Bibliothek). Auch sie ist weltweit mit ihresgleichen vernetzt und kann sich bei Bedarf mit der Maschine des Kollegen (im Rahmen des Erlaubten) beraten. Sie versucht zu optimieren, d.h. unter den gegebenen Bedingungen „das Beste“ zu tun. Allmählich erlernt sie den Stil ihres Meisters, seine Präferenzen und Idiosynkrasien. Sie nimmt seinen Duktus an, versteht im Laufe der Zeit sogar seine Körpersprache (denn sie hat natürlich auch Augen). Gelegentlich kann sie auch schon einmal seine Urlaubsvertretung übernehmen.<sup>1)</sup>

Und wenn es anders kommt? Irren ist menschlich...

Kay Friedrichs/Gregor Wessels

1) Zitiert nach Rittel, Über den Einfluß des Computers... Bauwelt Fundamente 76

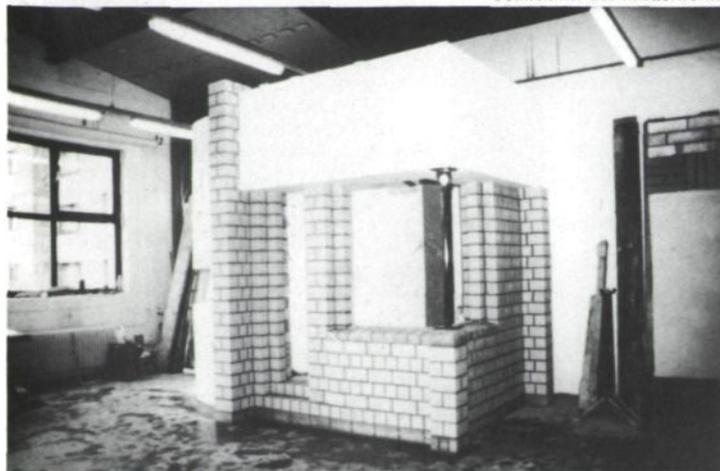
Quellen: Presseinformation von CSI, CAD Systems & Services, IBM, TWS, Die Computerzeitung 3,4,5/86, VDI-Nachrichten 24, Geschäftsbericht IBM 85, CeBit-Hannover 86.



## Zur aktuellen Entwicklung auf dem CAD-Markt



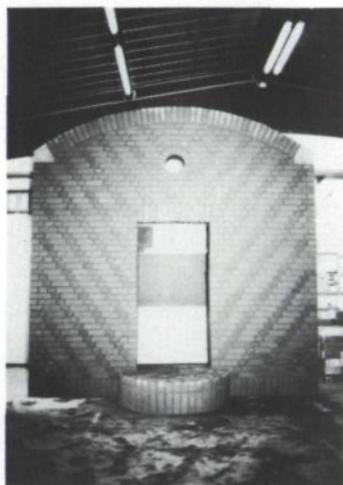
Teilnehmer des Mauerwerksseminars April 1986 in Simmerath



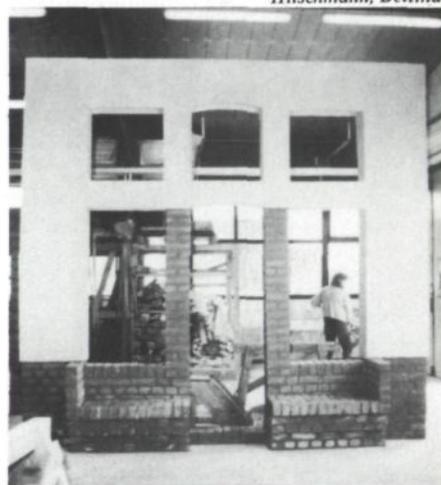
Brockmeier, Angela, Klebach, Jörg  
Künstler, Reiner, Lambrecht, Michael



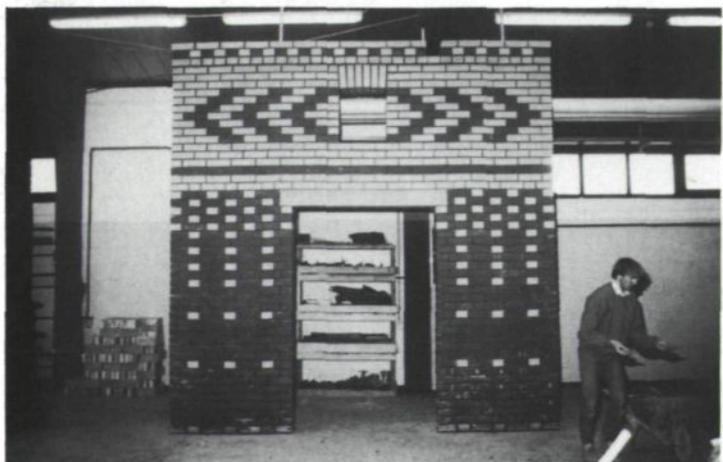
Heiermann, Bernadette, Nabilek, Beatrix  
Hilschmann, Bettina



Dürkop, Andreas, Gessert, Martin  
Gehlen, Bettina, Wegge, Tim



Voigt, Gabriele, Bab, Stefan  
Baier, Thomas  
Schottmüller, Wolfram,



(Habscheid, Thomas), Köser Doris  
Großmann, Sven, Aldhami, Nemir



Hall, Hans Jürgen, Neopl, Markus  
Berner, Peter, Kühn, Andrea.

Fotos: H. Künstler

Der Wohnbund strebt eine Reform des bisherigen Systems der Wohnungsbauförderung, des Wohnungsbaurechts und der Bestandserhaltung des sozialgebundenen Wohnraums (Altbestände) an. Der Wohnbund ist unabhängig von staatlichen, gewerkschaftlichen und sonstigen Eigentümerinteressen.

In die Diskussion um die Krisenbewältigung bei der Neuen Heimat greift der Wohnbund mit einer wohnungspolitischen Analyse und einem Lösungsvorschlag für die Probleme der Neuen Heimat ein. Im Mittelpunkt stehen hier die Bewohnerinteressen und der Erhalt des sozialgebundenen Wohnraums.

Die sich zuspitzende Situation der Neuen Heimat birgt die Gefahr, daß mit einem „Konzept des Ausverkaufs“ auch die Chancen für langfristige Entwicklungen im sozialgebundenen Wohnungsbestand, die Chancen für Demokratisierung, Selbstverwaltung und Mietermitbestimmung mitverkauft werden.

Durch die sich abzeichnende Verteilung der Neuen Heimat Bestände an Kommunen, gemeinnützige Wohnungsbaugesellschaften, Mieter und Banken werden langfristige Verbundlösungen durch Sondervermögen unmöglich gemacht. Damit würden im Wettbewerb der (Gewinninteressen) erneut – wie bereits nach 1945 geschehen – gesellschaftliche Lernprozesse hin zu solidarischen, genossenschaftlichen und demokratischen Lebensformen verhindert. Deshalb geht das langfristige Konzept des Wohnbundes auch von der Notwendigkeit einer Zwischenlösung aus, deren finanzieller Rahmen aufgrund der Informationssperre der Neuen Heimat zur Zeit nicht einzuschätzen ist. Für die Abschätzung und Verteilung des Finanzbedarfes auf öffentliche Hand, Banken und Gesellschafter der Neuen Heimat bietet der Wohnbund seine Mitwirkung an. Die vom Wohnbund vertretene „Treuhänder-Konzeption“ erfordert daher eine rückhaltlose Offenlegung der Situation der Neuen Heimat.

### Die Neue Heimat in der gemeinnützigen „Wachstums- und Verwertungsfalle“

Die bekannten Probleme der Neuen Heimat sind Ausdruck einer Städtebaupolitik, die sich auf eine Reihe von Annahmen stützte:

- anhaltend steigende Wohnungsnachfrage,
- dauerhaft gesicherte Arbeitsmarktverhältnisse,
- laufend steigende Realeinkommen.

Mit diesen Orientierungen wurden langfristige Entwicklungen verschärft und in spezifischen Siedlungsstrukturen verfestigt: Die Trennung von Wohnen und Arbeiten, die Trennung von männlichen und weiblichen Lebenszusammenhängen. Im Rahmen dieser wachstumsabhängigen Wohnungs- und Städtebaupolitik folgte der soziale Wohnungsbau dem Grundsatz der staatlichen Stützung privatwirtschaftlicher Aktivitäten. Dies beinhaltet vor allem:

- Finanzierung des sozialgebundenen Wohnraumes mit Kapital-

denen Wohnraumes mit Kapitalmarktmitteln

- Erhöhung der Verzinsung von Altdarlehen aus öffentlichen Mitteln zur Sanierung des Staatshaushaltes,
- Umleitung der öffentlichen Förderung – einschließlich der steuerlichen Begünstigungen – auf die Eigentumsförderung,
- Verschlechterung der Schutzbestimmungen für Mieter der preisgebundenen Wohnungen,
- Ankurbelung der Preisspirale durch die Orientierung an Vergleichsmieten.

Die Wachstumsorientierung wirkt sich auch betriebswirtschaftlich aus, wie das Beispiel Neue Heimat zeigt: Sie geriet in dem Moment in eine „Wachstums- und Verwertungsfalle“, wo die als Eigenkapital für Neubauten verwendeten Liquiditätsüberschüsse der älteren Bestände nicht mehr in der Bewirtschaftung dieser älteren Bestände zurückfließen konnten, weil die Bewirtschaftung der so geschaffenen Neubauten keine Überschüsse mehr erbrachten, sondern durch subventions- und einkommensbedingte Vermietungsprobleme nur Verluste erwirtschafteten. Zudem war die Vorratshaltung von Grund und Boden wegen der damit verbundenen Finanzierungskosten zu einem „Faß ohne Boden“ geworden, denn die Möglichkeiten der Bebauung nahmen rasant ab und die „Vollfinanzierung“ dieser Erwerbe bei abnehmender „Umschlagshäufigkeit“ wirkte zusätzlich kumulierend auf den Finanzbedarf der Gesellschaft („Zins- und Zinseszinsseffekt“).

Die gemeinnützigkeitsrechtliche Bau- und Expansionspflicht war an die „Grenzen des Wachstums“ gelangt.

Inwieweit ist der Fall Neue Heimat vergleichbar mit dem Untergang der Titanic, die – trotz Eisbergwarnungen – ihre Geschwindigkeit beibehielt, um das „blaue Band“ zu erringen und die durch Größe und technische Modernität bei Schiffsführung und Passagieren ein trügerisches Gefühl von Sicherheit entstehen ließ. So steht der Fall „Neue Heimat“ synonym für die Notwendigkeit einer grundlegenden Neuorientierung des öffentlich geförderten Wohnungsbaus, sowohl der Mietwohnungen, wie auch der Eigenheime. Das Scheitern der Geschäftspolitik der Neuen Heimat führt zur Diskreditierung der gemeinnützigen Wohn-

nungswirtschaft und wird als Hebel zur Auflösung des gesamten Sozial- und damit Mietpreis-gebundenen Wohnungsbestandes mißbraucht.

### Sozialer Wohnungsbau: Ein politisch-ökonomisches Treuhändergeschäft

Die Lösungsvorschläge des Wohnbundes sehen weniger die drohenden Verluste für die Eigentümer, auch wenn es sich um Gewerkschaften handelt, und die der Banken, sondern zielen vielmehr auf einen langfristigen Umbau von Verfügungsrechten und Finanzierungsstrukturen im Wohnbereich zugunsten der Bewohner. Der Wohnbund teilt die Auffassung des DGB-Vorsitzenden Ernst Breit (in: Die Zeit), wonach die Neue Heimat in der Nachkriegszeit im sozialen Wohnungsbau einen öffentlichen Auftrag wahrgenommen hat. Auch aus unserer Sicht handelt es sich hier um ein „politisch-ökonomisches Treuhändergeschäft“. Daher ist die in jüngster Zeit von der Neuen Heimat verbreitete These, von der „Eigengesetzlichkeit unternehmerischer Dynamik auch bei gemeinnützigen Unternehmen“ mit unseren Vorschlägen nicht zu vereinbaren.

Bei einer derartigen Sichtweise der „treuhänderischen Wahrnehmung einer öffentlichen Aufgabe“ hätte die Neue Heimat durchaus Anspruch auf öffentliche Hilfe, wenn sie bei oder durch Erfüllung dieser Aufgabe in Schwierigkeiten geraten ist. In einem solchen Treuhänderverhältnis ist es allerdings auch selbstverständlich, daß dem Treugeber (öffentliche Hand) das Recht einer umfassenden Prüfung z.B. durch die Treuarbeit AG/Frankfurt eingeräumt wird. Dann müssen aber auch im Krisenfall sämtliche Schutzvorschriften und Verjährungsfristen, wie sie vielleicht für privatwirtschaftliche Unternehmen noch gelten mögen, gegenüber dem öffentlichen Kontrollinteresse zurücktreten. Das setzt weiter voraus, daß der Treuhänder auf Anforderung der öffentlichen Hand entweder das Treuhändervermögen herauszugeben hat oder die Bedingungen des Treuhändervertrages vom Treugeber neu bestimmt werden können. Die öffentliche Hand als Treugeber muß insoweit für die wirtschaftlichen Folgen ihres Treuhänderauftrages einstehen, als diese bei der ordnungsgemäßen Erfüllung der Aufgabe eingetreten sind.

Durch dieses Treuhänderverhältnis wird die Aufgabenverteilung klar definiert:

- die politisch Verantwortlichen in Bund, Ländern und Gemeinden haben nicht nur eine Lösung der finanziellen Probleme der Neuen Heimat zu finden, sondern sie sind im Gegenzug auch verpflichtet, Zielvorgaben über die künftigen Formen der Verfügung, des Erhalts, der Finanzierung und der Kontrolle des sozialgebundenen Wohnraums zu entwickeln und damit ihrer Treugebereigenschaft zu entsprechen. Ein einfaches Aufkaufen der Bestände, wie er in NRW beabsichtigt ist, löst nur ein Problem.

- Die Gesellschafter der Neuen Heimat haben als Treuhänder die Verpflichtung, die Aufgaben unter Kontrolle der Öffentlichkeit zu erfüllen – und zwar auch dann, wenn über die Auflösung oder Veränderung des Treuhändervertrages verhandelt wird. Dies hat die Neue Heimat in den letzten Jahren eindeutig nicht getan: Krasses Mißmanagement in Verbindung mit laxer Wahrnehmung der gesellschaftsrechtlichen und gesetzlichen Aufsichtspflichten, drohender Entzug der Gemeinnützigkeit, Geschäftspraktiken der Führungskräfte bis hin zur Spekulation und Veruntreuung. Bis jetzt wird eine Vernebelungs- und Verunsicherungstaktik praktiziert, die mit dem Begriff der „treuhänderischen Wahrnehmung von öffentlichen Interessen“ unvereinbar ist.

Diese Mängel bei der Treuhänderleistung rechtfertigen keine „Sozialisierung der Verluste und Privatisierung der Gewinne“, sondern begründen, neben der Pflicht zur rückhaltlosen Offenlegung bei Abwicklung des Treuhänderauftrages und seiner Ergebnisse, vielmehr auch die Mithaftung des Treuhänders bei der Ordnung seines Treuhänderauftrages und begrenzen damit die Leistungspflicht der öffentlichen Hand. Die finanzierenden Banken sind insoweit in der Mitverantwortung, als sie offensichtlich dem Irrtum verfallen sind, daß sie bei der Finanzierung eines im öffentlichen Auftrag tätigen Treuhänders die bankenüblichen Vorsichts- und Sicherheitsmaßstäbe verlassen könnten. – Eine Annahme, die mit Sicherheit in den Grundsätzen des Kreditwesengesetzes keine Stütze findet.

### Wohn-Bund Vorschlag: Geteilter Treuhänderauftrag „Sozialgebundener Wohnraum“

Ohne hier die Probleme des alten Treuhänderauftrages hinsichtlich der wohnungspolitischen Zielvorgaben zu untersuchen, die unter anderem aus dem genannten Städtebauverständnis resultieren, schlägt der Wohnbund vor: Der bisher einheitlich vergebene Treuhänderauftrag „Sozialgebundener Wohnraum“ muß in zwei Treuhänderaufträge aufgeteilt werden:

- a) in einen Treuhänderauftrag I „Finanzierung und Bindung“,
- b) in einen Treuhänderauftrag II „Verwaltung und Nutzung“.

Der Treuhänderauftrag II ist an Wohnungsgemeinschaften zu vergeben. Den Treuhänderauftrag I erhalten regionale oder örtliche Sonder-



## AUS DEM WOHNBUND

### Vorschlag des WohnBundes zur Rettung des Wohnungsbestandes der Neuen Heimat

vermögen, wobei von diesen Übergangsweise auch der Treuhandauftrag II mit der Verpflichtung wahrzunehmen ist, den Bewohnern Möglichkeiten zur demokratischen Beteiligung zu eröffnen. Die Wohnungsgemeinschaften sind so zu beraten und gegebenenfalls mit zinsgünstigen Darlehen auszustatten, daß die Übernahme des Treuhandauftrags II (Verwaltung und Nutzung) für sie erreichbar wird.

**Treuhandauftrag „Finanzierung und Bindung“ an Sondervermögen**

Die Aufteilung des alten Treuhandauftrages mit der oben genannten Sicherung des Wohnungsbestandes kann im Falle der Neuen Heimat in folgender Weise geschehen: Übernahme des Treuhandauftrages I (Finanzierung und Bindung) durch regionale oder örtliche Sondervermögen: Die rechtliche Verfassung der Sondervermögen muß berücksichtigen:

- a) Die Entscheidungsstrukturen sind auf die Beteiligung der Bewohner, Parteien, öffentliche Hand, Fachverbände etc. abzustellen.
- b) die Aufgabenstellung muß die Schaffung der Selbstverwaltungsfähigkeit zur Erfüllung des Treuhandauftrages II verbindlich vorschreiben.
- c) die Preis- und Sozialbindungen erhalten.
- d) die Um- und Entschuldung der Bestände abwickeln.

Die Erfüllung des Treuhandauftrages I muß dauerhaft gegen inhaltliche Änderungen abgesichert sein. Eine derartige Organisation eines Sondervermögens ist auf Landesebene mit der „Stiftung nachbarschaftliche Träger/Hessen“ bereits beispielhaft entwickelt worden. Darüberhinaus kann auch von Großstädten (z.B. München) dieses Modell umgesetzt werden, indem stärker regional begrenzte Sondervermögen geschaffen werden. Öffentliche Mittel zur Sicherung der Wohnungen werden nur in Sondervermögen eingebracht.

Die Übernahme des Treuhandauftrages der Neuen Heimat kann auf zwei Wegen geschehen:

- a) Die Übernahme des jeweiligen Eigenkapitals (Stammkapital/Gesellschaftsanteil) der regionalen Neuen Heimat Gesellschaft durch das Sondervermögen. Dies ist mit Finanzhilfen der regional beteiligten Länder und des Bundes auszustatten. Eine Quotierung der Gesellschaftsanteile und die Festlegung von Sonderstimmrechten für die neuen Gesellschafter (= Sondervermögen) zur Verwaltung der im jeweiligen Land liegenden Bestände muß dann erfolgen, wenn die länderweise regionalisierten Sondervermögen gemeinsam eine länderübergreifende Gesellschaft erwerben.
- b) Der Herauskauf der Wohnungsbestände ist vermutlich naheliegender, wenn auch durch die Grunderwerbssteuer teurer. Die Übernahme des Gesellschaftskapitals der einzelnen Neue-Heimat-Regionalgesellschaften in Sondervermögen ist möglicherweise durch zusätzliche Risiken belastet, wie z.B. unverwertbarer unbebauter Grund und Boden sowie Bürgschaften und Darlehen, die auch innerhalb des Konzerns vergeben wurden, etc.

Die Möglichkeit, die sozialgebundenen Bestände aus den Regionalgesellschaften herauszukaufen, wird durch die Vorschrift des §419BGB begrenzt, wonach der Übernehmer eines Vermögens auch für die (übrigen) Verbindlichkeiten haftet, wenn die Übertragung „nahezu das gesamte Vermögen umfaßt“. (Parlandt, 44. Auflage, Seite 448)

Sowohl für die Bewertung des Gesellschaftsanteils als auch bei der Bemessung des Kaufpreises der Wohnungsbestände ist ein „freier Marktwert“ allein schon aus der Sicht des Treuhandauftrages nicht gerechtfertigt. Es ist zu unterstellen, daß der Wiederbeschaffungswert keine technische Größe (= Neubaukosten) ist, sondern die Kaufpreisbemessung muß sich nach der Zielsetzung des Treuhandauftrages richten. Das heißt, der Kaufpreis bemißt sich nach dem Ertragswert der gebundenen Mieten. Dieser „Einfrierungsgrundsatz“ mag zu unterlaufen sein, wenn die Neue Heimat an einen nicht-gemeinnützigen Träger (z.B. BGI) zwar unter erheblichen Sozialauflagen veräußert, dieser dann aber später „nachweist“, daß er diese Auflagen nicht erfüllen kann, sei es durch Erwerbermodelle, in denen die Auflagen nicht realisiert werden, oder aber durch eigenökonomische Interessen und Notwendigkeiten, wie z.B. zu hohe Zinslasten, die zur Gefahr der Überschuldung führen.

In beiden Fällen hat die Neue Heimat formal ihren „gemeinwirtschaftlichen Verpflichtungen“ genügt. Die nachweisbare „Unmöglichkeit der Erfüllung“ durch den Zwischenträger kann auf die Neue Heimat auch dann nicht mehr zurückschlagen, wenn sie – trotz weitgehender gemeinwirtschaftlicher Auflagen – einen (zu) hohen Kaufpreis vom Zwischenträger erhalten hat, den dieser seinerseits nur noch ohne Weitergabe der Sozialauflagen realisieren kann.

**Treuhandauftrag II „Verwaltung und Nutzung“ an Wohnungsgemeinschaften**

Auf der Konstruktion des Sondervermögens aufbauend, muß die Übertragung des Treuhandauftrages II (Verwaltung und Nutzung) an die Bewohner unter anderem inhaltlich gewährleisten:

- a) demokratische Selbstverwaltungsstrukturen
- b) einkommens- und lastengerechte Wohnkosten
- c) Berücksichtigung ökologischer Anforderungen bei Bau, Instandhaltung und Gestaltung von Wohnung und Umfeld
- d) Wahrnehmung kultureller und sozialer Aufgaben.

Die Realisierung dieses Auftrages ist in den vielfältigsten Formen einer juristischen Person und dem Zusammenschluß natürlicher Personen möglich. Hier sei auf Genossenschaften, genossenschaftliche GmbHs, Gesellschaften bürgerlichen Rechts und eingetragene Vereine verwiesen. Diese Rechtsformen haben sich nach den Erfahrungen des Wohnbundes bewährt.

Den genannten Zielen kann dabei auf verschiedene Weise entsprochen werden:

- von Eigentümergemeinschaften: die Bewohner erwerben ihre Wohnungen. Der Boden bleibt im Eigentum der Sondervermögen, um die Sozialbindung zu sichern. Die Häuser werden von den Bewohnern selbst bewirtschaftet. Für die Nutzung des Grund und Boden ist ein Erbbauzins oder ein ähnliches Nutzungsentgelt zu zahlen.
- über Verwaltungsgemeinschaften: die Bewohner bilden eine Gemeinschaft, die die Verwaltung selbst übernimmt. Häuser und Boden verbleiben im Besitz des Sondervermögens. Das Sondervermögen überläßt den Bewohnern die Nutzflächen durch Einzel- oder Gemeinschaftsmiet- bzw. Nutzungs-, Pacht- oder ähnliche Verträge.
- bis hin zu paritätisch mitbestimmten Verwaltungsunternehmen: Gemeinnützige Betriebe bewirtschaften Mietsozialwohnungen, die im Besitz der Sondervermögen sind. Die Geschäftspolitik wird durch paritätische Mieterbeteiligung kontrolliert.

**Neutralisierung von Grund und Boden**

Die Treuhandaufträge I und II werden durch die Neutralisierung von Grund und Boden abgegrenzt. Die Verfügbarkeit des nichtvermehrten Gutes Grund und Boden muß in der sozialorientierten, d.h. auch politisch kontrollierbaren Form des (vergesellschafteten) Sondervermögens gebunden werden. Das bedeutet:

- a) Der Wohnkostenanteil, der sich auf eine Verzinsung des Grund und Boden (Bodenrente) bezieht, wird ein statisches und damit langfristig zu kalkulierendes Element der Gesamtwohnkosten;
- b) die davon abgetrennte Nutzung der aufstehenden Gebäudflächen kann in Abhängigkeit von Nutzungsdauer, sozialen Prämissen, Selbsthilfebereitschaft der Nutzer, finanzieller Förderungsfähigkeit der Kommunen, der Länder und des Bundes flexibel gestaltet werden, ohne daß die bisher „spekulative Größe“ Grund und Boden bei der Mietzinshöhe weiter preistreibend wird.

Der Treuhandauftrag fixiert den Wert des Grund und Boden einerseits auf die heutigen Wertmaßstäbe, ohne andererseits den Weg zu verbauen, bei einer möglichen „Entgleisung des Sozialauftrages“ durch entsprechende Anhebung des Nutzungsentgeltes für diesen Grund und Boden einen „Lastenausgleich“ durchführen zu können. Dieser Mehrertrag kann jedoch weder privatisiert werden, noch dem allgemeinen öffentlichen Haushalt zufließen. Er muß vielmehr zweckbestimmend im Rahmen der verbindlichen, sozialorientierten (Treuhandauf-) Aufträge des Sondervermögens verwandt werden.

Verbindliche Leitlinie des „Treuhandauftrages Finanzen und Bindung“ der Sondervermögen muß bleiben, daß Vermögensrechte an die Nutzer nur dann weitergegeben werden, wenn dauerhafte Sozial- und Vermögensbindungen als Gegenleistung entstehen. Dies geschieht durch entsprechende Nutzungsverträge für Grund und

Boden, sowie durch Erbpachtvergabe an Eigentümergemeinschaften bzw. durch Nutzungsüberlassung für Verwaltungsgemeinschaften. Voraussetzung für die Vergabe von Nutzungsrechten ist jedoch nicht die Eigenarbeit der Bewohner. Ziel des Sondervermögens muß es vielmehr sein, angemessene Wohnkosten ohne Zwang zur Selbsthilfe zu ermöglichen („Recht auf Faulheit“). Allerdings können Eigenarbeit bei Verwaltung, Bau und Umbau die Wohnkosten für einzelne Wohngruppen senken.

**Zwischenträger: Kurzfristige Bestandssicherung plus Demokratisierungsauftrag**

Da nur ein geringer Teil der Bewohner unmittelbar in der Lage sein wird, in Eigentümer- bzw. Verwaltungsgemeinschaften die verantwortliche Selbstverwaltung zu übernehmen, ist die Gründung auch von bewohnernahen Zwischenträgern notwendig, die den Treuhandauftrag übernehmen. Durch paritätische Bewohnerbeteiligung gegenüber dem Sondervermögen sind die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß die Bewohner sich in absehbaren Zeiträumen organisieren und Motivation wie Befähigung zu Mitbestimmung, Selbstverwaltung und Selbsthilfe entwickeln können. Umgekehrt müssen zur Sicherung der Bestände schnell und ohne zeitlichen Verzug Lösungen für die Eigentumsübertragung gefunden werden. Diese Ungleichzeitigkeit ist aber kein Widerspruch. Vielmehr ist eine Zwischenphase zu vereinbaren zwischen Eigentumsübertragung (Sicherung von Grund und Boden) und der endgültigen Aufgabenverteilung zwischen Sondervermögen und Wohnungsgemeinschaften. Das heißt, den Bewohnern muß Fachkompetenz ihres Vertrauens zur Seite gestellt werden, die

- die Bewohner in rechtlichen, organisatorischen etc. Fragen berät,
- Formen der weitestgehenden Mitbestimmung, Selbstverwaltung und Selbsthilfe zusammen mit allen Beteiligten entwickelt und erprobt,
- Bewohnerengagement in die laufende Bewirtschaftung überführt.

Schließlich muß auch sichergestellt werden, daß die Teile der Bewirtschaftung, die u.U. nicht direkt von den Bewohnern übernommen werden, dauerhaft in „bewohnernaher Trägerschaft“ durchgeführt werden.

**Sondervermögen: Ein solidarisches Verbundnetz**

Durch die Sondervermögen soll ein solidarisches Verbundnetz erreicht werden, das neben der Sicherung der Preis- und Sozialbindung die Umschuldung und Entschuldung der Bestände übernimmt. Damit ist die Einzelprivatisierung von Wohnungen ebenso abzulehnen wie der Verkauf von Wohnungen an einzelne Genossenschaften, wenn deren Einbindung in den Finanzkreislauf der Sondervermögen nicht gegeben ist.

Die bisherige Geschäftspolitik der NEUEN HEIMAT treibt offenkundig auf den Konkurs mit der Vernichtung der Arbeitsplätze. Demgegenüber bietet sich bei der

Dezentralisierung der Aufgaben der NEUEN HEIMAT (Entflechtung und Auflösung) die Möglichkeit, bei den Auflösungskosten einen Sozialplan zu berücksichtigen, der die betroffenen Arbeitnehmer besser stellt, als dies für das Konkursausfallgeld zutrifft. Dazu gehört auch die Weiterbildung zu Beratern für die Sondervermögen und die Bewohnergemeinschaften.

Die „Krise der NEUEN HEIMAT“ bietet die Chance – vergleichbar mit dem Neubeginn nach 1945 – jetzt mit der Demokratisierung und langfristig sozial-orientierten Sozialbindung der Wohnungsbewirtschaftung und mit einem Ansatz zur Neutralisierung des sozialgebundenen Grund und Boden zu beginnen.

Erarbeitet von der „AG NEUE HEIMAT“ (Gert Behrens, Joachim Boll, Wolfram Grüber, Eberhard Mühlich, Hannelore Schneider, Jan Kuhnert)  
Beschluss vom Wohn-Bund-Vorstand am 1. Mai 1986 in Köln

**Wohnbund Beratung in NRW gegründet**

WohnBund-Arbeit bestand bisher hauptsächlich im Aufbau des bundesweiten Informationsnetzes, der bundesweiten Öffentlichkeitsarbeit auf der einen und der konkreten Projektberatung auf örtlicher Ebene andererseits. Auf der Landesebene, wo ja politisch die wichtigsten wohnungspolitischen Kompetenzen liegen, fehlte eine entsprechende WohnBund-Einrichtung. In Hessen und Nordrhein-Westfalen sind nun in dieser Richtung Schritte eingeleitet worden. Während es in Hessen in Richtung auf einen Landesverband des WohnBund geht, vor allem um eine Interessenvertretung der Wohnprojekte im Rahmen des grün-roten Landesprojektes „Stiftung nachbarschaftlicher Träger“ zu haben, geht NRW einen anderen Weg. Dort haben sich die örtlichen Wohn- und Beratungsvereine vernetzt. Die Vereine „Wohnen in Münster“, „Genossenschaftlich Wohnen“ (Bielefeld/Wuppertal), „Werkstadt“ (Dortmund) und „Mieterselbsthilfe“ (Aachen) haben zusammen mit WohnBund/Darmstadt den oben genannten Verein gegründet. Sein Sitz wird in Bottrop sein, in denselben Räumen wie die im Aufbau befindliche (reine) Landesberatungsgesellschaft des MAGS für Arbeits- und Sozialprojekte. Im Rahmen eines Programmes des Landesarbeitsamtes sind uns mehrere Stellen in Aussicht gestellt worden. Ein weiterer örtlicher Beratungsverein in Köln ist in Gründung (M. Riege 0021/132294). Für unsere gesamte Arbeit suchen wir Interessierte, vor allem auch welche die ABM „qualifiziert“ sind. Mit WohnBund-Beratung NRW hoffen wir an größere auch konzeptionelle Projekte heranzukommen, wie sie Minister Ch. Zöpel uns auf dem Münsteraner Kongress in Aussicht gestellt hat. Schwerpunkte der Arbeit werden sein: soziale Bestandssicherung in werksgebundenen Siedlungen, bewohnerorientierte Lösungen für NH-Siedlungen, Reaktivierung der Altgenossenschaften, Projekte „Wohnen in der Gruppe“, ökologische Stadterneuerung. Kontakt: A. Schepers 0521/889554.

*Institut du Monde Arabe*



Lageplan

Kommt der Betrachter von der Insel St. Louis oder aus Richtung Quai St. Bernard und blickt auf das neue Gebäude Ecke rue des Fossés-Saint-Bernard, so muß er glauben, das Opfer einer optischen Täuschung zu sein: im oberen Bereich der Glasvorhangfassade erscheint das Spiegelbild der gegenüberliegenden Seeseite, d.h. die Bebauung der Insel St. Louis und des Pariser Stadtteils Marais, die aufgrund der räumlichen Distanz gar nicht hätte reflektiert werden können. Das Bild wird unterbrochen durch eine kleinteilige rhythmische Gliederung der Vorhangfassade. Das zweiflügelige, rundbogige Haupteingangstor paßt eigentlich gar nicht zu dem modernen Material. Auf der Westseite (aus Richtung Boulevard St. Germain) wird durch die transparente Glasfassade im Inneren ein Turm sichtbar, der sich durch alle Etagen zieht und ganz mit Büchern bedeckt ist. Von dieser Seite aus ist der Spalt zu sehen, der das Gebäude teilt, und zu einem Innenhof führt, der die Funktion eines Parkplatzes hat.

Kommt der Betrachter dagegen von der Universität Jussieu über die Nebenstraße rue des Fossés-Saint-Bernard, zeigt ihm dasselbe Gebäude noch ein weiteres, völlig anderes Bild. Nicht Spiegelbild der Umgebung, nicht Transparenz bestimmen die Erscheinung dieser Glasvorhangfassade, stattdessen ist sie überzogen mit geometrischen Mustern, die an Motive traditioneller arabischer Geometrie erinnern, wie sie auch religiöse Bauten des Islams dekorieren. Und hier endlich mag der Betrachter vermuten, worum es sich bei diesem Gebäude handelt: um das neue „Institut du Monde Arabe“, eines der staatlichen Pariser Großprojekte.

Zwischen August und Oktober soll das Gebäude – in Teilabschnitten – dem Publikum freigegeben werden. Es erwarten den Besucher eine Bibliothek (zu der der Bücherturm gehört) mit 100.000 Bänden, Zeitungen, Zeitschriften über und aus arabischen Ländern, Cassetten mit arabischer Musik etc., ein Museum über eine Fläche von 2825 qm



L'EMA, Nord-West Fassade

**STADT UND ARCHITEKTUR IM FILM**

*Auf Treu und Glauben – Vom Untergang einer Ladenzeile*

Von Susanne Müller-Hanpft und Martin Bosboom, aus der Reihe „Unter deutschen Dächern“, 45 Min., ARD (Radio Bremen), Sendung 22.05.1986

Frankfurt/M., Eschersheimer Landstraße 329: ... 22. Mai 1985 –

„Gemäß beiliegender Vollmacht der derzeitigen Eigentümer teile ich Ihnen mit, daß ich Ihren Pachtvertrag zum 31. Dezember 1985 kündige. Dr. F. Rebitsch, ppa. Fiessler.“ Die Pachtverträge existierten – mit einer Ausnahme – nur auf Treu und Glauben, d.h. sie wurden per Handschlag besiegelt. Der längste besteht schon seit 38 Jahren. Solcher Art Verträge haben eine Kündigungsfrist von einem halben Jahr zum Ende des Pachtjahres, unabhängig von ihrer bisherigen Dauer und ebenso unabhängig von den aus der Kündigung zu erwartenden sozialen Folgen.

Zur Situation: Ein Stück Eschersheimer Landstraße in Frankfurt/M., eine kleine Ladenzeile, die sechs Familien durch die hier ansässigen Kleinstunternehmen mit Einkommen versorgt. Eine chemische Reinigung, eine Au-

towerkstatt, ein Farbenladen, ein Polstermeister, eine Automatenklinik und ein Lebensmittelladen sind hier angesiedelt. Einige haben sogar zwei bis drei Beschäftigte.

Die bauliche Situation ist so, daß die Grundstücksausnutzung im Bereich der Ladenzeile wesentlich geringer ist als die der Umgebung, daher entwickelt sich der gesamte Vorgang nach bekanntem Muster: Eine Grundstücksspekulationsgesellschaft – in diesem Falle die Grundbesitz-, Investitions- und Beteiligungs-GmbH (GIG) – kauft gering genutzte Grundstücke auf, um – so scheint es zunächst – sie mit dichter Nutzung zu versehen. Später stellt sich jedoch heraus, daß dies sekundär ist, denn primär ist nun erst einmal das Sammeln von Kapital, welches durch Abschreibung und Verlustzuweisung steuerlich entlastet werden soll, d.h. um die Nutzung neuer Bauten geht es nicht. Alles ist abgesichert bzw. basiert auf gesetzlichen Ange-

boten an Kapitale. Der Vorgang ist durchaus normal, beruht auf den Gepflogenheiten gegenwärtiger gesellschaftlicher Verkehrsformen und ist juristisch einwandfrei. Das ganze hat nur einen Haken und der ist auch nur für Nicht-Kapitalbesitzer, wie die betroffenen Kleinstunternehmen, vorhanden. Denn diese sind in unterschiedlicher Weise an ihren Standort gebunden und können einen Umzug nur schwer oder gar nicht verkraften, da sie hier bereits eine Nischenexistenz führen, d.h. für sie geht es nicht nur um den Erhalt ihrer kleinen Läden, sondern schlicht um ihre soziale Existenz. In anderen Berufen werden sie – die meisten bereits mehr als 50-jährig – nur schwerlich eine Anstellung finden oder am anderen Standort – mit neuem sozialen Umfeld – ebenso schwer weiter existieren können.

Nun – ein halbes Jahr nach der Kündigung – leben die Menschen in ständiger Angst um ihre eigene Zukunft. Sie stehen dauernd unter psychischen Spannungen. Zwei versuchen wortlos den Absprung, die Autowerkstatt an den Stadtrand, der Polstermeister läßt nichts mehr von sich hören. Es gibt einen Terminaufschub für die Verbliebenen, jedoch die persönliche Belastung und die Einsicht in die offensichtliche Ausweglosigkeit steigen.

Genau ein Jahr lang begleiteten die Autoren die von der Kündigung betroffenen Menschen und sprachen

sowie Flächen für Sonderausstellungen, ein Dokumentationszentrum mit Datenbank und einen „Saal der Neuigkeiten“ (Treffpunkt, Zeitschriftencke, Ausstellungen über aktuelle Ereignisse aus arabischen Ländern) sowie einen Konferenzsaal. Die Aktivitäten des Instituts beschränken sich jedoch nicht auf den Auf- und Ausbau dieser Einrichtungen. Bereits seit 1980, dem Jahr der Gründung, werden Initiativen unterstützt und auch eigene Projekte entwickelt und in verschiedenen französischen Städten präsentiert, die mit arabischer Kultur in Zusammenhang stehen: Festivals arabischer Filme, arabische Musiktage, Ausstellungen über arabische Kunst, Sprachkurse etc.. Die Institutsgründer (Frankreich, das die Initiative ergriffen hat, sowie 19 Länder der arabischen Liga) wollen mit diesem weitgefächerten, über ganz Frankreich ausgebreiteten Angebot das allgemeine Publikum interessieren, um so Verständnis für historische und zeitgenössische arabische Kultur bei den Franzosen zu wecken. Erst in zweiter Linie sollen auch Wissenschaftler angesprochen werden.

Das Institutsgebäude verdankt seine Erscheinung dem Willen der Architekten – Jean Nouvel und die Gruppe Architecture Studio – seine Funktion (Informationszentrum über arabische Kultur), seinen Standort (Paris, westliche Kultur) und seine Lage (historischer Stadtkern, modernes Gebäude der Universität Jussieu) in Symbole umzusetzen, die aus der Welt der Architektur stammen. Sie nutzen dazu einmal das Mittel des Plakats, das ein wenig an die Fototapete in der guten Stube erinnert. Es wird mit Hilfe eines speziellen phototechnischen Verfahrens auf die Glasvor-

hangfassade gebracht und soll mit seinem Abbild des historischen Paris dem Betrachter verkünden, daß das Gebäude in Paris steht. Sehr viel feiner als Hinweis dagegen ist die der arabischen Geometrie nachempfundene Gestaltung der Südfassade, die die Funktion signalisieren soll. Daß die Rasterung der nördlichen Glasvorhangfassade dem Bild der Horizontalitäten des Mauerwerks entspricht, kann wohl nur vom Leser des Erläuterungspapiers zum Entwurf erkannt werden, ebenso, daß der Innenhof, der den Chefs des Instituts ja als Parkplatz dient, „Ausdruck der charakteristischen Innerlichkeit der Architektur der Arabischen Welt“ sein soll. Auch das rundbogige Eingangstor halte ich als Symbol für etwas flach und auch nur dem Kenner der Pariser Architekturgeschichte für zugänglich, es hat zum Vorbild das Tor Blondel, welches im 19. Jahrhundert zerstört wurde und in der Nähe des Instituts gestanden hat. Es fragt sich auch, warum das Symbol, welches die Funktion aus dessen Anlaß das Institut überhaupt gebaut worden ist, signalisieren soll, nicht auf der Haupteingangseite, der Nordseite aufgenommen wurde, sondern stattdessen auf der untergeordneten Südfassade? Weil sie in einem geschlossenen Hof liegt, wie der Innenhof der „charakteristische Innerlichkeit“ der arabischen Architektur zum Ausdruck bringen soll? Oder aber, weil das nicht-historische, das moderne Paris in Form der Universität Jussieu nicht abgebildet werden soll, da die Architekten ihr sehr feindlich gegenüberstehen („unvereinbar mit der Würde des Instituts“) und sie sie deshalb mit Hilfe dichter Baumbepflanzung verdecken wollen?

Monika Allers

chen mit ihnen über ihre Zukunftsvorhaben und -möglichkeiten. Der Film transportiert erstaunlich wenig Pathos und berichtet dabei sehr eingehend über die persönlichen und sozialen Nöte dieser Menschen, die offensichtlich in ihrer kleinen Welt vor sich hin geträumt haben, daß ihnen so etwas nicht passieren könnte. Es zeigt sich deutlich, daß ihre eigene Lebensauffassung und Ideologie in Form von großer Politik sie selbst in ihrer Existenz bedroht. Sind es doch dieselben, die absoluten Vorrang für freie Kapitalentfaltung an jedem Ort durchsetzen und von dem notwendigen Erhalt des sogenannten Mittelstandes reden. Die Autoren bemerken das sehr wohl, wenn sie dann auch nur sehr vermittelt am Beispiel der Architektur- und Stadtentwicklung, besonders in Frankfurts Innenstadt, diesen Mechanismus darstellen: „Die Metropole des Geldes hat das Gesicht, das sie verdient“ und dann ist hier besonders wichtig, „die Stadtväter delegieren die Verantwortung und fingieren Ohnmacht.“ Genau das ist der Punkt sozialpolitischer Doppelbödigkeit. Eines wird deutlich, es stehen nicht nur die Existenzen der hier Gezeigten auf dem Spiel, sondern es wird – und das hat allgemein System – ein Stück Sozialgeschichte eines Stadtteiles ausgelöscht. Weder die bedrohten Existenzen noch der lokale soziale Zusammenhang bekommen irgend ei-

ne gesellschaftliche Hilfestellung. Die Steuergesetze kennen kein soziales Pardon.

Was die sozial-räumliche, also die Stadtveränderung anbetrifft – das müssen wir allerdings ergänzen – so greift hier kein bestehendes Bau- oder Planungs-Gesetz. Unter diesen Bedingungen hat es nie eine Bürgerbeteiligung gegeben, obwohl sie von Nöten wäre. Dieses könnte natürlich – bei einigermaßen politischem Willen – geändert werden, jedoch das Gegenteil ist der Fall. Tendenziell wurden Beteiligungsformen oder Zwischenschaltungen von staatlichen Kontrollinstanzen in Planungsgesetzen zunehmend zurückgenommen. Dies gipfelt im neuen BauGB (vgl. auch Kolumne in arch<sup>+</sup> 84, S. 7), danach sollen solche Vorgänge, wie hier gezeigt, ausschließlich privater Initiative überlassen bleiben.

Die Menschen und damit das städtische Leben bleiben dabei auf der Strecke und die Städte selbst werden zu dem, was viele schon lange von ihnen behaupten, zur reinen Anlagensphäre von Kapital und sonst nichts. Dies gilt jedoch nur, solange der politische Wille nicht geändert wird.

Im Zusammenhang von Stadtentwicklung und ihren Antrieben haben die Autoren einen – allerdings mit notwendigen Ergänzungen zu versehenen – sehr gut verwendbaren Film vorgelegt.

Volker Roscher

**Betr.: 85 ARCH<sup>+</sup>, Vielfalt, die nicht auf Einheit gründet, ist Verneinung.... Das Vergessene Interview, Nachtrag zu Heft 85 ARCH<sup>+</sup>**

## R. Quadrat im Gespräch mit db

*db* Das Wort an Sie zu richten ist mir in einer Zeit der Suche und Uneindeutigkeit besonders wichtig, vertreten Sie als Typus doch eine gleichsichtige Abgeklärtheit über vier Ecken, die in ihrer Dialektik nunmehr seit geraumer Zeit auch als Grundlage gerade dieser Zeitschrift gewählt wurde. Ich meine dies durchaus nicht im Sinne einer Gefangenheit des Quadrats im Kleinkarierten.

R. Quadrat Ich denke auch, daß gerade hier in der Klarheit typologischer Betrachtung die Suche beginnen muß, will man den Dingen auf den Grund gehen. Nehmen wir als Beispiel das „Häuschenpapier“, das Karo- oder Millimeterpapier. Der hier angelegte Grundtypus überrascht nicht durch seinen alltäglichen Gebrauchswert, sondern auch in der formalen Interpretation durch die DIN Formate. Mit Fug und Recht möchte ich hier auf die, ich nenne es, ‚Materialisierung‘ dieses Themas durch F.M.F. in 84 ARCH<sup>+</sup> hinweisen.

*db* Bedeutet denn nicht gerade das im „Häuschenpapier“ manifeste Umgrenzi-Sein eine Art Eingrenzung und Dominanz des Typus?

R. Quadrat Eingrenzen bedeutet ja auch immer ausgrenzen. Es gibt ja diese paradoxe Spannung in der Ambivalenz zwischen dem Wunsch Grenzen zu überschreiten und dem Bedürfnis nach eigenem Raum in Abgrenzung gegen andere. Diesem Bedürfnis nach Ausgrenzung eigenen kultivierbaren Lebensraums entsprechen ja wohl auch die ersten quadratischen Absteckungen für Siedlungen, Städte und vor allem auch für Kultbezirke.

*db* Analog hieße das ja, das Quadrat auch als Abwehr der Angst vor dem Chaos zu begreifen.

R. Quadrat Ja. Auf dieser neurotischen Ebene wird der Typus dem zwanghaften Menschen zur eindimensionalen Orientierung wie auch umgekehrt erselbst durch seine Rechtwinkligkeit und sein raster- und kästchenförmiges Denken sich in der Einschachtelung all seiner Lebensäußerungen charakterisiert. Dies ist nicht der richtige Weg.

*db* Sie denken an die Transzendenz des Typus?

R. Quadrat Je mehr wir uns mit dem Quadrat in der Ambivalenz als Typus beschäftigen, so ist uns schwer erkennbar, worauf es ankommt. Das ‚Innen‘ und ‚Außen‘ tritt als das Wesentliche hervor und beschreibt seine Grenzen nunmehr als Abstraktion einer Gratwanderung zwischen diesen Polaritäten. Transzendenz bedeutet nun in diesem Zusammenhang die Gegensätze in ihren Spannungsfeldern metamorphisch von ihrem Grundtypus zu emanzipieren. Dies ist immer der Fall, um das zu konkretisieren, wenn „...zwei Körper in eine räumliche Beziehung miteinander treten und Raum formulieren“. Diesen von OMU hier so trefflich

beschriebenen Dialog des kommunizierenden Typus drückt das aus was ich meine, wenn ich von der Transzendenz des Quadrats spreche.

*db* Die Rezeption von Stadtplanung und Architektur ist ja gerade in dieser Zeitschrift breit angelegt als eine Fragestellung, die im Kontext des gesellschaftspolitischen Zusammenhangs verankert ist. Ich erinnere an die systemtheoretische Auseinandersetzung „... über das Verhältnis der allgemeinen Theorie der dynamischen Systeme zum dialektischen Materialismus“ in Nr. 19 ARCH<sup>+</sup> wo m.E. zwar noch etwas vulgär aber dennoch die Konturen ARCHE-TYPISCHEN Denkens schon angelegt waren.

R. Quadrat Sehen wir einmal von den administrativen und aktuellen Reaktionsweisen in Bezug auf das Phänomen von Stadtplanung und Architektur ab und wenden die Fragestellung antizipatorisch aus dem Hier und Jetzt hin zu einer perspektivischen Betrachtung in der methodisch wie OMU es sinngemäß formuliert „Realität den Charakter einer Abhandlung“ annimmt, so liegen doch auch hier für diese Betrachtung im Typus die Fundamente, das Chaos zu ordnen und den Weg eindeutig zu bestimmen.

Detlef Bock

## Berichtigung

**Betr.: Erich Konter, „Die Städtebaulehre an der Technischen Hochschule in Berlin in den 40er Jahren. Eine Studie zur Kontinuität und Diskontinuität der Städtebaulehre in Berlin“, in: 81 ARCH<sup>+</sup>, 1985 und 84 ARCH<sup>+</sup>, 1986**

1. Nachdruck des letzten Absatzes in 81 ARCH<sup>+</sup>, S.62

Die Gründe für die weitgehende Abstinenz von Forschung an der Fakultät für Architektur lagen sicherlich an der traditionell stark ausgeprägten Wissenschaftsfeindlichkeit im Bereich von Architektur und Städtebau, die nach dem Kriege aus naheliegenden Gründen wieder Hochkonjunktur hatte, und an der Perpetuierung dieser Einstellung zu Wissenschaft und Forschung durch die gängige Auswahl- und Berufungspraxis der Hochschule. Nicht die Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit und Forschung und die Fähigkeit zur Vermittlung ihrer Ergebnisse in der Lehre waren und blieben die Kriterien für die Besetzung von Hochschullehrerpositionen, sondern der Nachweis einer „erfolgreichen Praxis“. Die Durchführung privater Aufträge neben der Lehrtätigkeit und/oder in Seminaren oder „Meisterateliers“ wurden als ausreichend für die „Wissenschaftlichkeit“ anerkannt und gar mit Wissenschaft und Forschung gleichgesetzt. An Vorstellungen und Versuchen, Stadt- und Raumforschung an der Abteilung bzw. Fakultät für Architektur dauerhaft zu etablieren und sie in die Lehre einfließen zu lassen oder mit ihr zu verbinden, hat es nicht gefehlt.

2. Korrektur der Angaben zur Anmerkung 10 in: 84 ARCH<sup>+</sup>, S. 90 10) Vgl. E. Konter, „Architekten unter nationalsozialistischer Herrschaft“, in: Les Chose. Berliner Hefte zur Architektur, Heft 1, Oktober 1985, 8ff